DR
G 9
8

A 834.401

R.G.

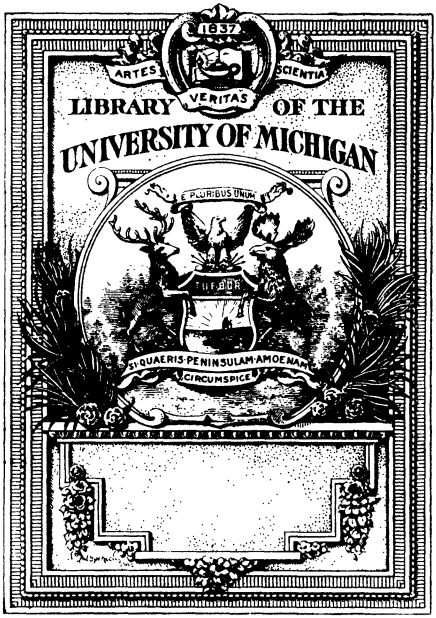
DVRCH ALBANIEN VND MONTENEGRO

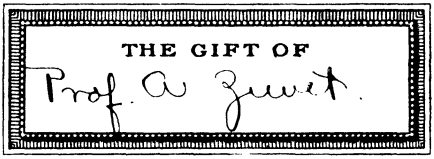
VON

HVGO GROTHE

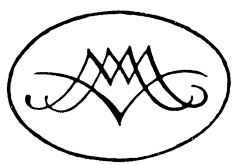
MARTIN MÖRIKES VERLAG MÜNCHEN

H. GROTHE: DURCH ALBANIEN UND MONTENE


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF
Prof. A Ziwet.

DR
109
.G88



Vom Verfasser dieses Buches erschien bisher:

1. Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan. Leipzig 1898.
2. Tripolitanien. Landschaftsbilder und Völkertypen. Leipzig 1899.
3. Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina. München 1902.
4. Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien. 2. Aufl. Berlin 1903.
5. Zur Landeskunde von Rumänien. Kulturgeschichtliches und Wirtschaftliches. Halle a. S. 1907.
6. Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei und dem südlichen mesopotamisch-iranischen Grenzgebirge (Puscht-i-kûh). Leipzig 1909.
7. Wanderungen in Persien. Erlebtes und Erschautes. Berlin 1910.
8. Zur Natur und Wirtschaft von Vorderasien. I. Persien. Frankfurt a. M. 1911.
9. Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907. I. u. II. Band. Leipzig 1911 und 1912.

Demnächst erscheint (bei Martin Mörike, München) Die asiatische Türkei und die deutschen Interessen (Der neue Orient, III. Serie, Heft 1).

Alexander Zivec

Durch Albanien und Montenegro

Zeitgemäße Betrachtungen
zur Völkerkunde, Politik und Wirtschaftswelt
der westlichen Balkanhalbinsel

von

Hugo Grothe

Dr. jur. et phil.

Mit 71 photographischen Original-Aufnahmen,
2 Skizzen und 2 Karten im Text

München 1913 / Martin Mörikes Verlag

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig.
Alle Rechte vorbehalten.
Den Umschlag zeichnete R. Goeppinger.

Inhalt.

Seite

Vorwort 7

Zur Kriegszeit durch Montenegro.

Von Bosniens Hauptstadt Sarajewo über Fotscha ins Innere Montenegros 11
Spaziergänge in Podgoritza 48
Tagebuchblätter aus Neu-Antiwari 67
Eine Fahrt nach Alt-Antiwari 89
Ein Ritt zur Taraboscharmee 100
Dulcigno und sein Küstengebiet 114

Albanien. Politisches und Volkskundliches.

Das freie Albanien, sein Volkstum und seine Umgrenzung 133
Quer durch das mittlere Albanien. Von Monastir nach Durazzo 175
Von Monastir nach Ochrida 177
Durch die Gebirgsgaue des mittleren Albanien 188
Ein schwieriger Marsch nach Elbassân 193
Ruhetage in Elbassân 202
Auf einem albanischen Gutshofe im Schkumbital 211
Zur Küste der Adria 219

Prof. Alexander Gjuro 2-26-15 g. aus d. F. 12-10-34 21 Okt. '15 B. E. H.

282283

Vorwort.

Die Ziele meiner für den Herbst 1912 geplanten Touren auf der westlichen Balkanhalbinsel waren geographischer und ethnographischer Natur. Der Zufall stellte mich in Mitte der dortigen kriegerischen Ereignisse. Wissenschaftliche Aufgaben waren unter diesen Umständen nur in geringem Maße zu erfüllen. Was ich im wesentlichen in diesem Buche biete, sind Tagebuchblätter, die auf die Zustände während der Kriegsmonate in Montenegro und Albanien und die politischen Strömungen und Stimmungen der handelnden Volksmassen einige wertvolle Lichter werfen.

Welche Entwicklungen und Hoffnungen im Schoße der slawischen Bestandteile der Balkanbevölkerungen sich vorbereiten, welche Gestalt das neue Albanien gewinnen wird und ob dieses als Bollwerk gegen das weitere Vorrücken der Slawen nach der Adria zu wirken vermag, sind Fragen, die nicht nur Österreich-Ungarn, sondern auch Deutschland im hohen Grade beschäftigen müssen. Ist doch die slawische Verbrüderung auf der Balkanhalbinsel, vom rasseverwandten Rußland gefördert, nicht nur gegen Österreich-Ungarns Vormachtstellung auf der Balkanhalbinsel gerichtet, sondern auch gegen Deutschlands Aufgaben und Erfolge im Orient. Eröffnen sich doch auf der westlichen Balkanhalbinsel wie auf der östlichen unstreitig neue Perspektiven des Wirtschaftslebens, die Deutschlands Handel und Industrie nicht unberücksichtigt lassen darf. Montenegro, das territorial nach Norden und Osten zu vergrößert aus den gegenwärtigen Kämpfen hervorgehen dürfte, ist ein nicht zu gering zu veranschlagendes Kulturterrain, das ohne fremde geistige und finanzielle Hilfe ebensowenig sich zu entwickeln vermag wie Albanien. Beide Länder, vor allem Albanien, bergen reiche Naturschätze (Nutzhölzer, Erze, Kohle u. a. m.), deren Erschließung die nächste Zukunft bringen wird. An dieser Eröffnung der vorhandenen Hilfsquellen, bei der vor allem auch Bahnbauten eine Rolle spielen werden, an der Seite Österreich-Ungarns mitzuarbeiten, sollte Deutschland nicht zögern. Hat es doch bereits in Makedonien eine wichtige Bahnspur, die von Saloniki nach Monastir, gebaut, deren Fortführung durch Albanien nach der Adria (über Ochrida, Struga und Elbassân nach Durazzo sowie von Struga nordwärts nach Dibra und von dort durch das Matjagebiet nach Alessio) entschieden erstrebt werden müßte. Im mittleren Albanien

könnten Österreich-Ungarn und Italien unbedenklich Deutschland zum Danke für die als Dreibundmacht geleistete moralische Hilfe eine reichere wirtschaftliche Betätigung überlassen. So hat der Krieg auf der Balkanhalbinsel unstreitig zivilisatorische Fortschritte im Gefolge und erschließen sich dort vielversprechende Pforten für die verdienstlichen Leistungen des Kapitals, der Technik und des Einzelpioniers, der das Volks- und Wirtschaftsleben jener Gebiete zu erkunden hat.

Nicht versäumen möchte ich, einigen Stellen zu danken, die meine Herbstwanderungen wohlwollend unterstützten, insbesondere dem Auswärtigen Amt und der Deutschen Ministerresidentur in Cetinje. Ihrem Träger, dem Kaiserlichen Deutschen Gesandten von Eckardt, hat meine Anwesenheit in diesen Gebieten zur Kriegszeit nicht geringe Mühewaltungen verursacht. Für die Beschaffung einiger photographischer Aufnahmen schulde ich dem österreichischen Generalkonsul Weinzetl-Cetinje und dem Sekretär der dortigen Deutschen Reichsvertretung, Herrn Kunkel, verbindlichen Dank. Der Verleger der Kölnischen Zeitung, Herr Geheimer Kommerzienrat Dr. Neven-Du Mont gestattete in liebenswürdiger Weise die Wiedergabe meiner für die Kölnische Zeitung gefertigten Zeichnung der kriegerischen Operationen vor Skutari sowie einiger meiner in der Kölnischen Zeitung erschienenen Aufsätze. Meine photographischen Aufnahmen sind wieder mit der vortrefflichen Zeißschen Kamera Minimum Palmos und den rühmlichen Agfaplatten gefertigt, Hilfsmittel, die mir bereits auf meiner mit Unterstützung aus dem Kaiserlichen Dispositionsfonds 1906 und 1907 geführten 18monatigen Vorderasienexpedition ausgezeichnete Dienste leisteten.

Hinsichtlich der Transkription habe ich zu bemerken, daß ich die kroatisch-serbischen Laute möglichst mit deutschen Buchstaben wiedergegeben habe, die eine entsprechend richtige Aussprache auch dem Nichtkenner des Slawischen ermöglichen, so c mit tz, ć mit tj, č mit tsch, š mit tsch, z mit s (wie s in Rose), v mit w, gj mit dj. Nur für das weiche und tönende ž (wie in général) blieb die kroatisch-serbische Bezeichnung.

Wiesbaden, Anfang März 1913.

Hugo Grothe.

Zur Kriegszeit durch Montenegro.

Von Bosniens Hauptstadt Sarajewo über Fotscha ins Innere Montenegros.

Im Anschluß an einen Besuch Bosniens, auf wenig bekannten Wegen Montenegro und Albanien zu durchziehen, stand im Herbst 1912 in meinem Reiseplane. Zwar nahmen die drohenden Unruhen auf der Balkanhalbinsel ein immer ernsteres Gesicht. Die österreichische Regierung, die dank liebenswürdiger Anregung unserer Deutschen Botschaft in Wien meine Reiseziele in wohlwollender Weise zu fördern zusagte, erklärte den für die Reise gewählten Zeitpunkt in Anbetracht der politischen Verhältnisse für wenig günstig. Wir Reichsdeutsche haben leider auf der ganzen westlichen Balkanhalbinsel nur eine einzige (erst 1906 geschaffene) amtliche Vertretung unserer Interessen (die Deutsche Ministerresidentur in Cetinje) und sind also in Albanien wie in Makedonien völlig auf das reichmaschige Netz der österreichisch-ungarischen Konsulate (Skutari, Durazzo, Prisren, Mitrowitz, Üsküb, Monastir, Walona, Prewesa und Jánina) angewiesen, so daß ohne deren Unterstützung der deutsche Forscher in diesen Gebieten nur schwer sich zu betätigen vermag. Durch Vorstellung von der Gefährlichkeit des Vorhabens läßt sich jedoch der erfahrene Orientreisende nicht so leicht von dem vorgesteckten Ziele abschrecken. Habe ich doch nie seit 1895 eine der zahlreichen Touren nach Nordafrika, Vorderasien oder der Balkanhalbinsel unternommen, ohne daß im Augenblicke des Beginnens nach allgemeiner Ansicht die Lage „zweifelhaft“ oder „beunruhigend“ gewesen wäre.

Was mir als ergebnisreiche Wanderung vorschwebte, war ein Marsch durch den westlichen Teil des Ssandjak, und zwar

von Uwatsch aus auf dem Wege über Priboj, Priepolje und Plewlje. Von dort wollte ich die auf einer Strecke von annähernd 80 km die Grenze Montenegros und des Ssandjak bildende Tara gewinnen und den nördlichen Hochgebirgsgegenden Montenegros mit den höchsten Erhebungen des Durmitor (2485 m) und Maglitsch (2387 m) meine Aufmerksamkeiten zuwenden, die seit den grundlegenden Studien von Tietze, Hassert und Oskar Baumann von deutschen Geographen nicht wieder begangen wurden. Als ich den Landeschef Bosniens, Exzellenz Potioretz, die Absicht der Begehung des westlichen Ssandjak eröffnete, erhob dieser recht nachdrückliche Bedenken. Die dortige slawische Landbevölkerung befinde sich in hochgradiger Aufregung. In jedem deutschsprechenden Reisenden vermute sie ohne Zweifel augenblicklich einen österreichischen Kundschafter, da man von Tag zu Tag das Einrücken bosnischer Truppen erwarte. Nicht auf Widerstand der Behörden würde ich stoßen, wohl aber auf erbitterte geheime Feindschaft der Bevölkerung. So sei es eben nicht unwahrscheinlich, daß ein einzelner, derartig verdächtiger Reisender heimtückisch aus dem Hinterhalte auf der Landstraße abgeschossen werde. Solchen gewichtigen Warnungen gegenüber war eine Änderung des Programms gerechtfertigt. Ich beschloß denn von der Südostecke Bosniens, aus dem Bezirke von Fotscha her, in montenegrinische Lande vorzudringen.

Sarajewo begann in den ersten Tagen des Oktobers ein immer mehr kriegerisches Gepräge zu nehmen. In den Speiseräumen der großen Hotels zeigten sich zahlreiche Uniformen höherer Offizierchargen, unter ihnen mancher Generalstäbler. Die Beurlaubten der bosnischen Regimenter hatten sämtlich

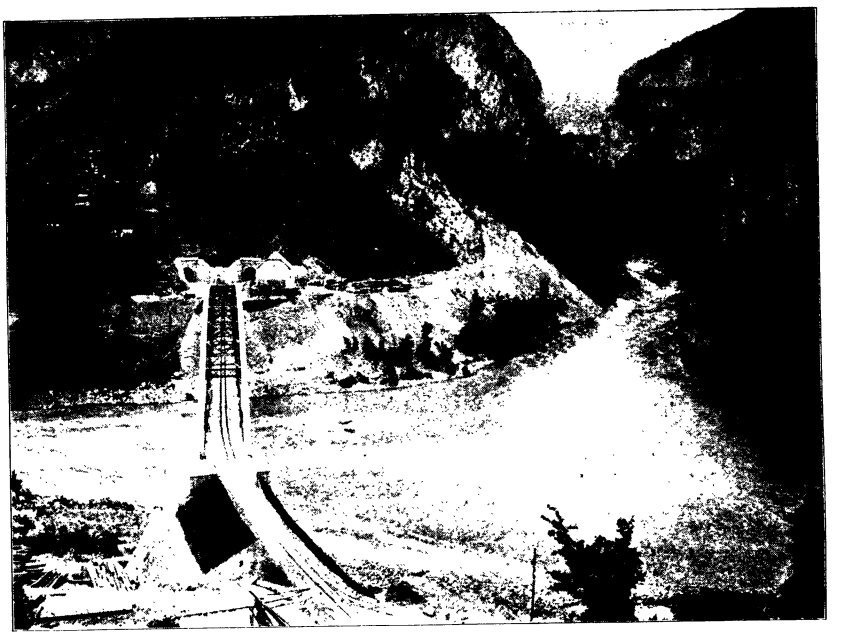
Türkisches Wachthaus an der Grenze Bosniens und des Ssandjak.

Befehl erhalten, sich in ihre Garnisonen zu begeben. An den Straßenecken leuchteten rote Plakate, welche die in Bosnien und der Herzegowina ansässigen Landwehrpflichtigen zu umgehender persönlicher Meldung aufforderten, und manche Neugierige, die sich vor diesen Kundmachungen versammelten, ergingen sich in üblen Prophezeiungen über solche ernste Maßregel.

In Begleitung meines mir durch einen glücklichen Zufall bescherten Reisegefährten, eines bayerischen Hauptmanns, der als Teilnehmer des deutschen Chinafeldzuges den fernen Osten verstehen gelernt hatte und jetzt hierher gekommen war, um einen Blick in Österreich-Ungarns europäisches Kolonialland zu tun, brach ich am 5. Oktober morgens von dem an der Berglehne des Trebewitj gelegenen Ostbahnhof Sarajewos, der Station Bistrik auf. Der ins Tal hinabforschende Blick zeigt die weiße Riesenmuschel der Stadt, die sich breit in das längliche Becken der Miljatzka bettet und, nur nach Westen sich ein wenig öffnend, sich rings an die mattgrauen und rötlichen Kalksteinwände des sie umrandenden Bergkranzes lehnt. Der heranrollende Zug ruft aus dem Bild des landschaftlichen Friedens in die rauhe Gegenwart. Die Wagen sind von Offizieren und Reservisten vollgestopft, die zur Ssandjakgrenze unterwegs sind und ihre gehobene Stimmung durch lauten disharmonischen Gesang kundgeben.

Bosniens 1907 eröffnete Ostbahn darf als eine hervorragende technische Leistung gelten. Die Überwindung jäh zerklüfteter Gebirgsmassive — ihre Rücken senden ostwärts ihre Wasser zur Drina, westwärts zur Bosna, bilden also die Wasserscheide zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere — erfordert kühne Brücken- und Tunnelbauten in Fülle. Und

die Kunstbauten sind von einer Natur umrahmt, die sich in die Poesie üppiger Wildnisse kleidet. Da kleben an den Steinrippen des Gebirges düstere Tannen und Fichten. Da stehen in einsamen Hochregionen gefährliche Murgänge, gegen die



Eisenbahn-Brücke über den Drin (Bosnische Ostbahn).

dickwandige Mauerbauten Schutz bieten sollen. Und auch der Blick des Erdkundebeflissenen kommt zu seinem Rechte. Geschaffene Durchstiche legen den geologischen Aufbau der illyrischen Ketten bloß: auf grauem Triaskalk lagern rote Muschelkalkschichten. An den Felsbarrieren, die meist die daherflutenden Wasser zu kleinen Seen stauen und sie zwingen,

über ihre Wände in kecken Sätzen herabzuspringen, zeigt sich lebendig die niederreißende und glättende Arbeit mächtiger Gebirgsbäche, die sich im Laufe der Jahrtausende kunstgerechte Wasserstollen gebohrt haben. Und auch landschaftliche Idyllen offenbaren sich in traulichen Zügen. Viehherden grasen auf den Hochmatten und in den Wiesengründen der Flußtäler. Junge zarte Fichten haften auf dünner Felskrume, die Zeugen der Aufforstung, die der zerstörenden Verkarstung Einhalt tun sollen.

In Ustipratscha haben wir nach stündiger Fahrt das Tal der Drina erreicht. In Gesellschaft dreier Hauptleute eines Fotschaer Infanterieregimentes besteigen wir den etwas verschabten Landauer der Militärpost, deren flinke Pferdchen ein rothosiger österreichischer Artillerist, ein höchst stumpfsinnig dreinblickender Kroate, in behenden Trab zu bringen versteht. Ein saftiges liebliches Hügelland, dessen wasserreiche Täler von Obstbaumgärten und Tabakfeldern erfüllt sind, eröffnet sich jetzt an den Ufern der Drina. Selten steht ein Stück Ödland zwischen dem üppig wuchernden Kulturterrain, wie dies im westlichen Bosnien noch häufig ist, und von behaglicher Wohlhabenheit sind die Häuser der Dorfschaften, die wir durchfahren. Mehrmals macht unser Landauer vor einer „gostiona“ halt. Wir treten in die von stickiger Luft erfüllte Gaststube, in der eine Schar Bauern um den Herd sitzen oder rings auf mattenbedeckten Steinbänken hocken. Der Wirt begrüßt uns mit lächelnder Miene und demütiger Verbeugung. Er reicht ein Gläschen Pflaumenschnaps, nachdem er die recht verfänglich blinden Gläschen mit seinen schmutzigen Fingern von innen und außen — sauber gewischt hat.

Die auf den Drinalauf gerichteten Blicke zeigen die Bilder

geschäftigen wirtschaftlichen Lebens. Lange Flöße schwimmen im Flußbett. Hier und da laufen von beiden Ufern spitzwinklig gegen den Fluß zwei Balkenreihen aus, welche die viele Kilometer oberhalb auf montenegrinischem Boden in das Wasser geworfenen Baumstämme aufzufangen haben. Hier fischen Flösserknechte, hochgewachsene wettergebräunte Gesellen, meist Bosniaken mit roten, um die niedere Mütze geschlungenen Schaltüchern, die Riesenstämme aus dem Strom, indem sie mit sicherem Hieb ihre langen Äxte in die Rinde schlagen; dort formen sie unter monotonem, ruckweis im Tempo der Muskelbewegungen ausgestoßenen Gesangsstrophen ihre langen Flöße, die sie im Verlauf zweier Tage bis in die Sawe tragen.

Nach dreieinhalbstündiger Fahrt erscheinen über grünen Berghängen einige graue kahle Bergköpfe, zu deren Füßen das idyllische Städtchen Fotscha sich dehnt. Die ersten Baulichkeiten, die sichtbar werden, sind mehrere breite Kasernen mit weißen freundlichen Fronten. Auf ansehnlicher Brücke überschreiten wir die Drina und entsteigen jenseits derselben unserem Landauer in einer schmalen Basarstraße der Unterstadt. Ein sauberes und gemütliches Hotel nimmt uns auf. In Bosnien ist unstreitig für gute Unterkunft selbst in kleinen Orten trefflich gesorgt; nur rechtfertigen durchaus die Preise nicht den Ruf der großen Billigkeit, in dem Bosnien irrtümlicherweise steht. Vier bis fünf Kronen für ein bescheidenes Zimmer in einem unbedeutenden Städtchen sind Sätze, die den deutschen Touristen nicht zum zweiten Male nach Bosnien locken, wenn er seine Ferienreise mit schmalen Mitteln zu bestreiten genötigt ist.

Fotscha baut sich gar anmutig am Zusammenfluß der Drina

und Tschehotina auf. Mit Eichen- und Buchenwald überzogene Berge geben eine saftig grüne Umrahmung. Die Gabelung der Täler gestattet der Stadt, nach drei Seiten ihre hellen Häuserreihen neben frisch sprudelnden Wassern aufzubauen. Einige zierliche weiße Minarehs ragen aus dem Stadtfelde. Eine charak-

Fotscha. Blick von Westen. Vorn die Drina, im Hintergrund das Tal der Tschehotina.

teristische Moschee vom alten primitiven Grundriß des mohammedanischen Gotteshauses, gleich der von Ustikolina eine der ältesten des Landes, baut sich am rechten Ufer der Tschehotina auf („Aladja djamîa"). Eine andere, von einer ehrwürdigen weitästigen Pinie beschattete Moschee steht inmitten der „Tscharschîja" („Marktviertel"). Ihre Läden

zeigen nur noch kümmerliche Reste der Tauschierarbeiten und Stickereien, durch die Fotscha einst sich einen Namen machte. Die Häuserreihen, die am linken Ufer der Tschehotina zu der Hügelkette ansteigen, gehören dem ehemaligen „Serben"viertel an, auf das unter türkischer Herrschaft die christlichen Bewohner beschränkt waren.

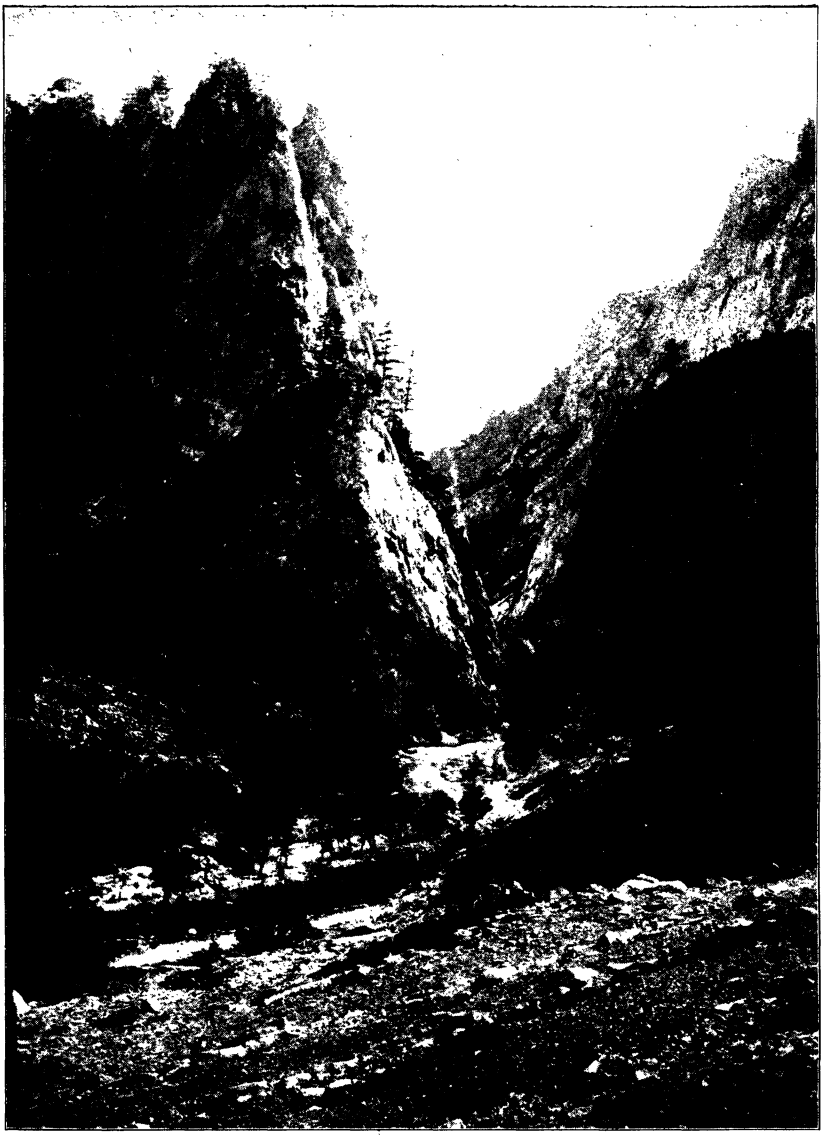
Die Lage von Fotscha, dessen Bezirk zipfelartig sich zwischen den Ssandjak und Montenegro schiebt und durch die Wasseradern der Tschehotina und Drina mit beiden Gebieten in enger Fühlung steht, macht es zu einem bemerkenswerten Straßenknotenpunkt und Grenzgarnisonsort. Eine gemischte Brigade mit einer Maschinengewehrabteilung hat hier ihren Sitz. Die Gebirgsartillerie, durch eine Haubitzenabteilung verstärkt, findet in dem dortigen Gelände einen ausgezeichneten Übungsplatz.

Ein wahrhaftig herzlicher Empfang wurde uns durch die politischen und militärischen Behörden zu teil. Eine Reihe prächtiger und natürlich sich gebender Menschen, zusammengewürfelt aus allen Gauen Österreich-Ungarns: Oberösterreicher und Deutschböhmen, Kroaten und Ungarn, Ruthenen und Slowenen barg das Offizierkorps von Fotscha. Ein Ritt nach den Schießplätzen ließ uns manches von dem entsagungs vollen Lose in einer abgelegenen Garnison erfahren — fast alle dortigen Offiziere waren Junggesellen — aber auch von der abwechslungsreichen, für die praktische Ausbildung im Felddienst außerordentlich wichtigen militärischen Arbeit im freien Gelände, die hier wenig von dem ermüdenden Kasernenhofdrill hat. Und ein Abend in der gemütlichen Offiziersmesse führte zu manchem begeistert geleerten Glas, das zu Ehren der deutsch-österreichischen

Freundschaft und der gemeinsamen Interessen im Orient gefüllt wurde.

* * *

So leicht, wie ich mir vorgestellt hatte, wurde mir die Erreichung montenegrinischen Bodens nicht gemacht. Zunächst kostete es reichliche Schwierigkeiten, von der im romantischen Sutjeskatale gelegenen Gendarmeriekaserne Suha aus, zu der uns von Fotscha ein achtstündiger Ritt über waldreiche Berge und durch wohlbevölkerte fruchtüppige und wasserdurchrauschte Talfurchen geführt hatte, einen geeigneten Führer zu gewinnen. Die Erregung zwischen mohammedanischer und christlicher Bevölkerung, die der schon geraume Weile eifrig gepredigte montenegrinische Kreuzzug wachgerufen hatte, schlug hohe Wogen. So war kein mohammedanischer Bosniake — diese haben im Bezirk von Fotscha die Oberhand — zu dem Wagnis bereit, mich auf montenegrinische Seite zu bringen. Sie behaupteten, der Verkehr auf den beiden Zugangswegen (von Hum über Rudine und aus dem Sutjeskatal über den Sdrijelopaß) sei eingestellt, und die herüberkommenden Mohammedaner würden unbedingt abgeschossen. Endlich erklärte sich gegen zwanzig Kronen ein „Serbe" bereit — als Serben bezeichnet man in ganz Bosnien schlechthin die Slawen griechisch-katholischen Bekenntnisses — auf ihm nur bekannten Schmugglerpfaden in neun Stunden mich auf montenegrinischen Boden zu führen. Da er eine Montenegrinerin zur Frau habe, die aus dem ersten, jenseit des Maglitsch gelegenen Dorfe Mratinje stamme, werde man ihn ungefährdet den Ort betreten lassen. Der Weg, den er mich führen werde, sei zwar nicht bequem, aber recht



Sutjeskaschlucht (Bosnisch-montenegrinische Grenze).

wenig bekannt und begangen. Sicherlich würde er nicht bewacht. Zurecht finde er sich schon auf dem pfadlosen Hochgebirgsterrain. So manche Kuh habe er von Montenegro schon herübergepascht und manches Bündel guten montenegrinischen Tabaks. Da er von prächtigen Wäldern sprach, die ich sehen würde, auch von einem hoch im Gebirge gelegenen See Trnowitzko jesero — die österreichische Generalstabskarte 1 : 75 000 bestätigte seine Angaben — so war ich schnell zu dieser, für einen Geographen vielleicht ergebnisreichen, wenn auch mühseligen Tour entschlossen.

Kurz nach sieben Uhr nahm ich von der aus lauter unverheirateten, früheren Unteroffizieren der bosnischen Armee bestehenden Besatzung des Gendarmeriepostens Suha Abschied. Sie alle wie ihre serbische Köchin hatten für meine Bequemlichkeit und mein Weiterkommen getan, was in ihren Kräften stand. Die Kaserne, aus dicken Mauern mit schießschartengleichen Fenstern errichtet, thronte, einer Festung ähnlich, auf einem kleinen Hügel inmitten des von hohen Bergen umrahmten schmalen Talkessels.

Nun begann unsere Wanderung, zuerst über feuchte Wiesengründe, dann durch einen Eichenwald, der, je höher wir stiegen, dichter und urwaldartiger anwuchs. Von Felsstufe zu Felsstufe sprang schäumend und rauschend der Suschiekabach neben uns. Über vermooste Baumstammbrücken ging es von einem Ufer zu anderen, wo der Fuß über Steinblöcke und vermodernde Baumriesen den Weg zu suchen hatte. Aufmerksam betrachtete mein Führer manchen Baum und Stein, an dem wir vorübermarschierten, nach eingeschnittenen und eingeritzten Zeichen suchend. Er bedeutete mir, daß es sich um geheime Verständigungen zwischen den montene-

grinischen und bosnischen Schmugglern handle, und fügte öfters mit seinem langen Dolchmesser verschiedene Kerben in die Baumrinde sorgsam hinzu.

In 1700 m Höhe begann der Wald sich zu lichten, und bald standen wir auf karstigem Felsboden, über dessen Löcher und Scharten aufwärts zu klettern harte Arbeit war. Freier schweifte der Blick. Er erfaßte die jenseits der Suschieka stehenden Felszinnen und die westlich in der Ferne über dem Sutjeskatal aufragenden bläulich dämmernden Kämme. Gelbrot leuchtete auf den Bergen das herbstliche Laub der Eichen, vom tiefen Grün der Nadelbestände in dunklen Flecken und Streifen durchbrochen. Drohend standen über uns die grauen, wildgezackten Kalkkegel und Spitzen des Maglitsch, den Alpinisten an die Formen der Gruppe des Wilden Kaisers erinnernd. Nur um vieles schroffer gaben sich hier die Grate, Scharten und Talkessel.

Über gewaltige Karste kletterten wir aufwärts. Keine Almhütte, kein Vieh, keine Spur von Menschen in den tief eingesenkten, schmalen Kesseltälern mit magerem Graswuchs, keine sprudelnde Quelle im Gestein. Auch nicht die Stimme eines Vogels. Eine starre Steinwüste eröffnete sich, soweit auch der Blick nach Osten und Süden auf viele Meilen reichte. Eine bedrückende Monotonie und Einsamkeit umgab uns, wie ich sie nur im südöstlichen Kleinasien, im Hochgebirgsstock des Bulghardagh, bisher gesehen habe. Eine natürlichere Grenze zwischen zwei Staaten als diese Felswüste läßt sich schwerlich finden. Und dicke Wolken zogen sich gegen Mittag zusammen, die über die kahlen Bergriesen ihre finstern Schatten warfen. Wahrlich, es zeigte sich mir hier zum ersten Male das echte Gesicht des „Landes der schwarzen Berge".

Ziegenartig springt mein Führer mit meinem schweren Rucksack auf dem Rücken von Felsen zu Felsen. Einmal nur des Tages hatte er ein Stück schwarzen Brotes aus der Tasche gezogen, aus einer Holzbüchse mit schmalen Brotschnitten seinen teigartigen weißen Käse herausgelöffelt und dabei bemerkt, wenn mein schwerer Rucksack Konterbande enthielte, so brächte ihm dieser unstreitig mehr als den Führerlohn. In später Nachmittagsstunde erreichen wir in 1250 m Höhe den „Trnowitzko jesero". Stahlfarben schimmerte sein Wasser, in dem die drohenden grauen Kalkmauern des Maglitsch sich spiegelten. Das mit eckigen Gesteinstrümmern rings gefüllte Becken, der es von einem westlich gelegenen wannenartigen Tale (einem alten Seeboden) trennende niedrige Rücken (eine Aufhäufung von Moräneschutt) zeigten deutlich, daß es sich bei diesem Alpensee um eine typische Aushoblung durch Gletscherkraft handelt. Die neun Stunden, von denen mein Führer als Marschdauer gesprochen, waren nach dem raschen Kletterschritt der montenegrinischen Gebirgler gemessen; denn 7½ Stunden sind seit unserem Aufbruch verronnen und noch sind wir weit vom Ziele.

Nach dreistündigem mühseligen Anstieg über hohe Geröllhalden und vereinzelte Schneeflecken gewinnen wir den Sattel, der in 2050 m Höhe zwischen dem Maglitschmassiv und den in südlicher Richtung seine Streichung fortsetzenden Ketten eingebettet ist, gerade als die zum Untergang sich neigende Sonne mit grellem gelben Lichte sich einen Augenblick durch die Wolken Bahn bricht. Zehn Minuten später toben Sturm und Regen, und als die Wolkengüsse nachlaßen, stecken wir in dichtem Nebel. Durch zwei Stunden stolpern wir beim Schein meiner Taschenlaterne über rutschende Steingerölle

abwärts, bis mein Führer sich nicht mehr getraut, in den vor uns gähnenden Schluchtlöchern den rechten Weg zu finden.

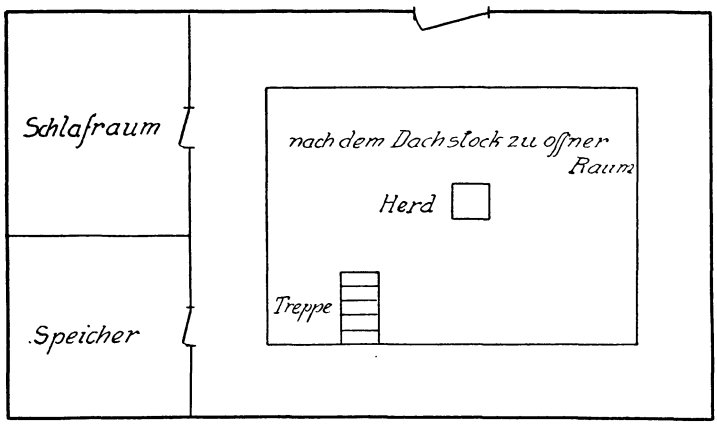
Zwischen einigen Latschen verbrachten wir zwei unheimliche Stunden, uns notdürftig gegen die Kälte durch ein im leise plätschernden Regen öfters erlöschendes Feuer schützend. Schließlich machte mein Führer den Vorschlag, uns zu einer in einiger Entfernung gelegenen Höhle zu tasten, in der die Hirten und Schmuggler Unterschlupf zu suchen pflegen, wenn sie hier im Hochgebirge von der Nacht überrascht werden. Nachdem wir auf allen Vieren eine Stunde auf und niedergekrochen waren, standen wir vor einer schwarzen Felswand. Ein roher Bretterverschlag schützte den Eingang der an drei Meter hohen und fünf Meter breiten Höhlung im Kalkgestein. Ein hoch aufgeschichteter Haufen von Baumzweigen und knorrigen Wurzeln verhalf uns zu einem laut knisternden, herrlich wärmenden Feuer. Der Magen mußte jedoch feiern, da der Proviant, für einen Tagesmarsch berechnet, schon am Nachmittag aufgezehrt war. Quälender noch als der Hunger war der Durst. An der letzten Quelle wenig oberhalb des kleinen Alpensees hatte ich meine Feldflasche nicht gefüllt, da ich unseren Marsch nur noch auf wenige Stunden veranschlagt hatte.

Bei Regengeriesel ging es am nächsten Morgen steil bergab. Erst in 1600 m zeigten sich die ersten zwerghaften Fichten. Etwas tiefer lag eine mit Hürden umzogene Alm. Die nur eineinhalb Meter hohen Holzhütten waren leer. Das Vieh war seit drei Wochen in die Täler getrieben. Unweit sprudelte am Ostabhang des Maglitschmassivs auch die erste Quelle, deren Wasser die schmerzhaft vertrocknete Kehle netzte und zur letzten Stunde des Abstiegs den Körper neu belebte.

Als wir am nächsten Morgen die ersten Häuser von Mratinje

erreichten, sammelten sich Frauen und Kinder in Scharen um uns, und es erschien ein schnauzbärtiger, mit einem langen Kavalleriesäbel bewaffneter Alter, der sich als Befehlshaber der Ortswehr vorstellte, mich erstaunt musterte und ein Verhör nach Woher und Wohin eröffnete. Erst als ich eine körperliche Betastung nach etwa verborgenen Waffen hatte erdulden müssen, kam ich unter das gastliche Dach des Ortsvorstehers.

Montenegrinisches Bauernhaus in Mratinje. Grundriß.



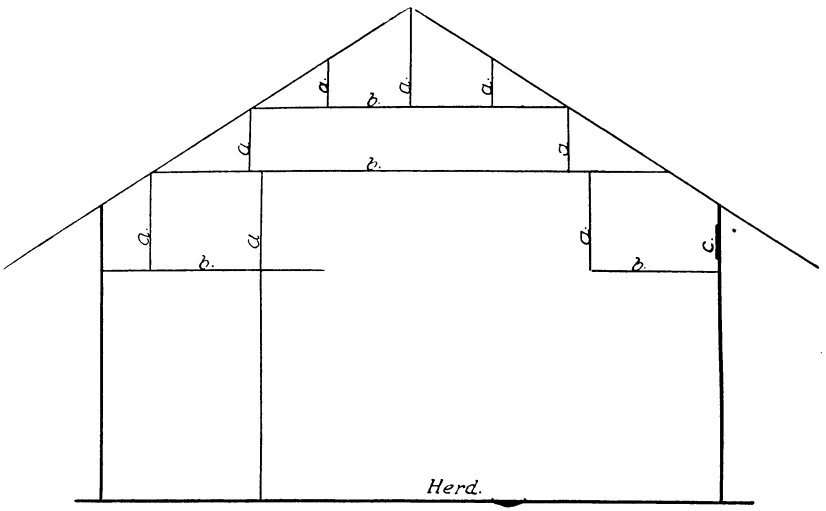
Dieser saß in seiner Hütte am qualmenden Feuer auf breitem dreibeinigen Lehnstuhl, der eine reich geschnitzter Lehne zeigte.

Ein malerisches Halbdunkel lag über dem Inneren der Hütte und seinen Insassen. Ein paar Lichtstreifen, die durch die öfter geöffnete Tür traten, erhellten das schwarzberußte Sparrenwerk des nach oben offenen Dachstockes, an dem geräucherte Speckseiten und getrocknete Fische hingen. Die aufflackernde Flamme des Feuers bestrich die Borten mit den groben Holzgefäßen, die in den Ecken stehenden rußgeschwärzten hohen Fässer für

den Pflaumenschnaps, sie beschien an der Wand auf den Haken die Fischnetze und rostigen Krummsäbel und beleuchtete die tiefgefurchten Züge der hier versammelten Männerschar.

An fünfzig Menschen hockten am Boden, alles weißhaarige Männer mit buschigen Augenbrauen und langen hängenden

Montenegrinisches Bauernhaus in Mratinje. Längs-Durchschnitt.



a. Längsbalken
b. Querbalken
c. weite offne Mauerluke zum Durchzug des Rauches.

Schnurrbärten, die dem Aufruf des Landsturms gefolgt waren und deren Namen vom Ortsvorsteher bedächtig zu Papier gebracht wurden. Einzelne trugen Medaillen auf der Brust. Ein jeder war mit seiner Waffe erschienen; darunter waren Exemplare von Gewehren, die jedem Zeughaus als Seltenheit zur Ehre gereicht hätten. Mir wurde eröffnet, der Krieg sei der Türkei erklärt, die hier sich Versammelnden sollten morgen

zur Tara an die Ssandjakgrenze gehen; ich selbst könne unmöglich jetzt als Fremder im Rücken des sich sammelnden Heeres das Land betreten. Abermalige Untersuchung meiner Kleidertaschen und Prüfung des Rucksackes, dessen zahlreiche Herrlichkeiten, so Toilettengegenstände wie Seife, Zahnbürste, Kamm von Hand zu Hand gingen und ungeteiltes Erstaunen weckten, aber bald, ohne daß auch nur eine Nadel gefehlt hätte, auf dem in der Mitte des Raumes zur Untersuchung ausgebreiteten Tuche wieder erschienen. Das Salz in meinem Glasnäpfchen mußte ich selbst kosten, da ein besonders Kluger meinte, die weiße Masse könne „Dynamit" sein. Da hierher ins Innere nur das Salz in großen grünlichgelben Stücken gelangt, wie es in den Salzlachen der Adrialagunen gewonnen wird, so war die Unkenntnis des weißen körnigen Salzes von seiten der biederen Dörfler nicht so verwunderlich.

Meine verschiedentlichen Versicherungen, ich sei „Njematzki" (Deutscher) und als solcher doch von einer Montenegro ungefährlichen Nationalität, beruhigten schließlich die Gemüter. Nachdem der wackere Ortsvorsteher meinen Paß zehnmal in den fettigen Fingern hin und her gedreht — er aß gerade eine derbe, schöne Speckschnitte — da er mit dessen lateinischen Buchstaben (die Montenegriner haben das zyrillische Alphabet) wenig hatte anfangen können, kam nach langem Parlamentieren die Einigung zustande, daß ich zum nächsten Gendarmerieposten gebracht werden solle, der telegraphisch mit der Landeshauptstadt in Verbindung stehe.

Zwei Söhne des Dorfvorstehers, kernige hochgewachsene Burschen von fünfzehn und sechszehn Jahren, mit Martinigewehren und riesigen Patronengürteln bewehrt, wurden mir zum Marsche nach Goransko zum Geleit gegeben. Einige Kilometer

östlich von Mratinje erreichten wir die Piwa, die in tiefem kañonartigen Tale mit ihren milchiggrünen Wassern nach

Montenegrinischer Landsturm.

Norden zur Drina schießt. Auf den Steilhängen haben strotzende Fichten-, Buchen- und Eichenwälder Fuß gefaßt. Bald geht der Pfad hart am Ufer der Piwa, so daß ihre von den Regen-

güssen geschwollenen schäumenden Wellen ihn überspülen, bald hebt sich derselbe hundert und mehr Meter und bröckeln dann unter den Hufen unserer Pferde erweichte Erdmassen und große Steinblöcke jählings in die Tiefe. Am Zusammenfluß der Piwa und Wrbnitza (610 m) verließen wir die enge Piwaschlucht und wandten uns südwestlich zur letzteren, in deren terrassenförmig übereinander gelegenen, muldenartigen Talstufen fette Weidestriche und von Weidenzäunen umzogene wohlhabende Bauerngehöfte sich dehnten. Langsam stieg nun der Pfad zu der nördlichen viel zerklüfteten, 1100—1400 m hohen Karsthochebene Montenegros empor, der zahlreiche trotzige Gebirgsfalten mit hohen felsigen Graten aufgesetzt sind. Diese weit überragend, stand alsbald zu unserer Linken die breite Gruppe des Durmitor, dessen graue Kalkrippen durch unzählige kleine Schneefelder weiß gesprenkelt waren. Das Ziel unseres Marsches: [Goransko] enttäuschte mich gewaltig. Statt eines Städtchens stand da nur ein stattlicher hochragender Woiwodensitz, sauber weiß getüncht mit grünen Fensterläden, und rings umher ein paar unansehnliche, einstöckige Steinhäuser mit vollgepfropften Läden im Unterstock. Der Gewaltige des Distriktes residierte aber nicht hier, sondern im Piwakloster (660 m), das eine halbe Stunde südlich wieder in der tiefen, von der Piwa eingeschnittenen Talfurche gelegen ist. Also waten wir durch klebrige Lehmschollen den Steilhang bergab.

Aus dem Regen kam ich in Goransko in die Traufe. Der dortige Gendarmeriekommandant, der Typus eines ungeschlachtenen Bauernsoldaten, erklärte, er habe aus Cetinje Befehl, jeden von Norden kommenden Fremden, welcher Nationalität er auch sei, an die Grenze zurückzusenden. Meine Forderung, an einen Gesandten telegraphieren zu können, lehnte

Brunnen auf der Karsthochebene an der Grenze Montenegros und der Herzegowina.

er stolz ab. Ein stallartiges Gemach, das ehemals ein Teil der jetzt halb eingestürzten türkischen Kaserne war, wurde mir als Obdach angewiesen, und ein Gendarm faßte am Ausgange Posten. Und wieder jetzt Befühlung des gesamten Eigentums bis aufs Hemd. Als die Öffnung eines Kästchens, in dem ich die Miniaturen meiner Dekorationen aufbewahrte, auch eine türkische Auszeichnung zu Tage förderte, strahlte das Antlitz meines Iwan vor grimmigem Behagen. Da ich mit einigen älteren Montenegrinern in Mratinje mich in türkischer Sprache unterhalten hatte, stand in ihm die Überzeugung felsenfest, ich sei ein türkischer Spion; und er habe einen prächtigen Fang gemacht, der in sicherem Gewahrsam gehalten werden müsse.

Noch ein anderer Umstand sprach wenig zu meinem Gunsten; es hatte sich mir ein bosnischer Deserteur von Mratinje aus angeschlossen, der aus seiner Grenzgarnison mit seinem k. k. Dienstpferd ausgerückt war, um bei den Montenegrinern gegen die Türken zu fechten. Bei Iwan schien er keine Gegenliebe zu finden, da er ohne Zweifel auch in diesem einen Spion witterte. Desto mehr hatten in Mratinje den kecken, hübschen Burschen die Mädchen des Dorfes mit einladenden Blicken und praktischen Geschenken wie Strümpfen und Halstüchern ob seines künftigen Heldentums gefeiert.

Gelassen fügte ich mich in meine Haft mit der Versicherung, nur angewandte Gewalt würde mich rückwärts zur Grenze bringen. Worauf Iwan — so hieß der Ortsgewaltige — wütend entgegnete, so werde er mich bis zur Beendigung des Krieges hier behalten. Brot und Schafkäse war alles, was man mir zur Nahrung reichte. Der kleine runde Pope in schmierig schwarzem Priesterrock, der sich mehrfach eine halbe Stunde

zu mir setzte, mich nach allen möglichen Dingen fragte, deren Sinn mir bei meinen bescheidenen Kenntnissen des Serbischen meist dunkel blieb, und mit Spionenaugen meine Bücher und Papiere überwachte, brachte mir mit gnädiger Miene in seinem roten Schnupftuch zum Nachtisch einen Haufen großer saftiger Pflaumen. Nach neuem, zum Teil heftigen Streite am nächsten Tage, erschien plötzlich der rettende Engel in Gestalt der Gattin des altangesessenen Woiwoden von Goransko, eine stattliche Frau in den Dreißigern mit regelmäßigen echt kaukasischen Zügen — ich mußte an manches in Gori und Tiflis erblickte edle Frauengesicht denken — die im russischen Mädcheninstitut in Cetinje erzogen war und vorzüglich französisch sprach. Eine längere Unterhaltung mit mir über die durch den Kriegsausbruch gestörten Ziele meiner Reise und meine früheren Orientwanderungen schien in ihr die Überzeugung zu wecken, daß ich ein Fremder sei, der den montenegrinischen Staat nicht in Gefahren stürzen konnte. Sie wußte daher Iwan den Schrecklichen zu bewegen, nochmals bezüglich einer Reiseerlaubnis nach Süden in Niktjitsch telegraphische Anfragen zu stellen.

Und von dort kam endlich die Nachricht, man sollte mich nach Niktjitsch, der nächstgelegenen größeren Stadt Montenegros senden, wo man leichter meine Personalität feststellen könne. Denn auch meinem Iwan waren die Schriftzeichen meines Passes Hieroglyphen geblieben.

Einem alten Bauern, der mit Riesenrevolver und furchtbarem Dolchmesser bewaffnet war, wurde ich denn anvertraut. Der Piwafurche entstiegen, standen wir wieder auf der leise nach Süden sich neigenden Hochebene. Zahlreicher wurden die Erdtrichter, deren eingeschwemmter Humus den

Dörfern schmales, aber fettes Ackerland gibt. Schwarzgrau verwittert sind die Holzbauten der Wohnhäuser mit ihren hölzernen Schindeln, und wie diese, so steht auch die Tracht der Montenegrinerin, das düstere Schwarz der weiten Röcke

Bauernhaus auf der Hochebene des Inneren. Vor dem Hause korbartige Behälter zur Aufbewahrung von Mais und Getreide.

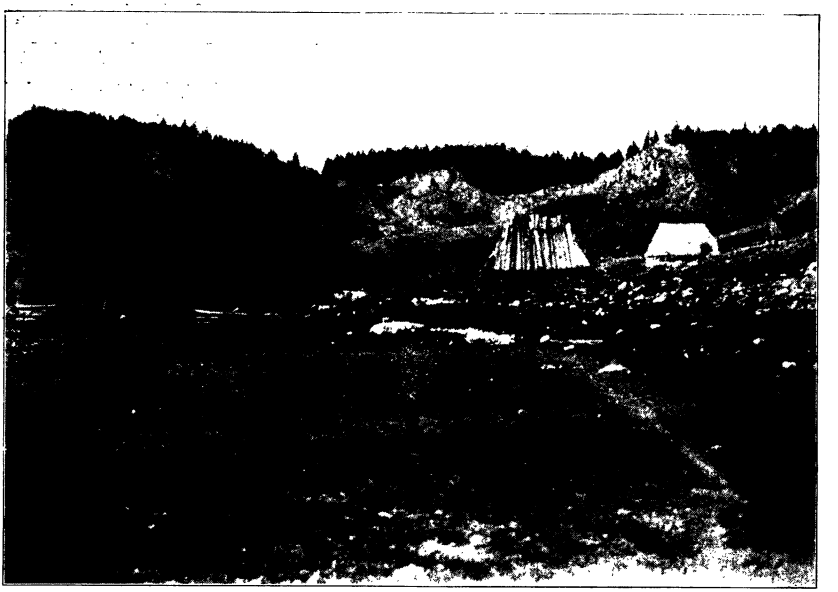
und der breiten Jacken, im Einklang zu dem monotonen Ernst des Landschaftsbildes.

Mein Begleiter entpuppte sich, trotz seiner griesgrämigen Miene und der Beharrlichkeit, mit der er seine hohe Forderung für die von ihm zu stellenden Tiere aufrecht erhielt, als gemütlicher Geselle. In seiner Holzhütte bot er mir am Abend

unseres ersten Tagesmarsches Unterkunft. Mit rührender Herzlichkeit bereiteten Frau und Töchter mir Aufnahme. Erstere erklärte, sie sei eine „dobru majika" (gutes Mütterchen), die drei Söhne im Felde habe und den fremden Sohn darum doppelt gern pflege. Am glimmenden Herdfeuer wurde, als es Schlafenszeit, Stroh aufgeschichtet, und Vater, Mutter, die beiden Töchter, eine schlanke reizende Fünfzehnjährige und eine Verheiratete mit ihrem dreijährigen Buben, der mich als „ujak" (Onkel) in die Gemeinschaft eingereiht hatte, und ich selbst legten uns in bunter Reihe zur Ruhe. Freilich an Schlaf war nicht zu denken, denn die zahlreichen, mir nicht allsogleich sichtbaren Insassen der Hütte machten sich an meinem Leibe für die Gastfreundschaft reichlich bezahlt. Und des öfteren erschien in der Nähe des Herdes schnuppernd und grunzend eines der Ferkelchen, denen in dem Hüttenwinkel die eindringende kalte Nachtluft nicht behagte und ein Platz in der Nähe der Herdflammen willkommener war. Eine weitere Tagesreise brachte uns erst wieder über kahle Karstflächen der ein wenig nach Süden geneigten Hochebene, dann über den prächtig mit Eichen, Fichten und Buchen bewaldeten Bergstock des Wojnik, Gebiete, deren wirtschaftliche Nutzung reichen Ertrag bringen dürfte, sobald das Straßennetz Montenegros von Niktjitsch her weiteren Ausbau nach Norden erfährt und die Straße Niktjitsch—Risano diese Gegend in direkte Verbindung mit Süddalmatien bringt.

Das Land war wie ausgestorben. Was uns begegnete, waren zumeist Frauen und Mädchen, letztere schlanke Erscheinungen, die, ein paar Ziegen oder Schafe vor sich hertreibend und an den landesüblichen dicken Wollstrümpfen strickend, schnellfüßig und mit natürlicher Anmut dahin-

schritten. Selten sah sich so offene und doch stolze und ernste Züge wie bei den Montenegrinerinnen des Hochlandes. Hier ist unstreitig das alteingesessene illyrische Blut stärker geblieben als das slawische, das die serbische Einwanderung ins Land führte. In Blut und Haltung weist die montenegrinische Gebirgs-



Im Wojnikgebirge. Die höchste Kuppe dieses Gebirgszugs erreicht 2000 Meter Höhe.

bevölkerung des Nordens überraschende Ähnlichkeiten mit der Bevölkerung Nordalbaniens auf. Was manche Reisende bei den Montenegrinerinnen für Stumpfheit halten, ist eher als Verschlossenheit und Scheu zu deuten. Wenn die Mädchen und Frauen aus Dörfern und Familien stammten, in denen mein Begleiter bekannt war, traten sie heran und küßten

ihm demütig die Hände. Mein alter filzbärtiger Bauer belohnte sie dann mit einem väterlichen Kuße auf die Wangen, der bei den Jüngeren, wie mir schien, besonders wohlwollend ausfiel. In der Mehrzahl der Dörfer war die Hälfte der Häuser geschlossen. Die kinderlosen Frauen waren ihren Männern in den Kampf gefolgt. Da, wo wir einkehrten, war von nichts die Rede als von den kommenden Türkenschlachten. Die Siebzigjährigen brachten ihre Medaillen von 1877 und 1878 herbei und erzählten voll Eifer und Ruhmseligkeit von der Zahl der Türkenköpfe, die sie damals erbeutet hatten. Vier Dinge beschäftigen ja von Kind auf den Montenegriner: Gesang, Pferd, Waffe und Türkenkampf.

Im Wojnik grüßte zum ersten Male wärmende südliche Sonne. Regen oder grauer, grämlicher Himmel waren vom Hochgebirge her unsere täglichen Begleiter gewesen. Von der Höhe des Wojnik erfaßte das Auge ein herrliches Mittelgebirgsland mit sanft gewellten Kuppen und üppigen grünen Wiesentälern, wie der Böhmerwald sie zeigt. Ermüdend freilich war das Auf- und Niederklimmen über die tief ausgehöhlten Kalkrippen des Gebirges, auf denen die Hufe unserer kleinen struppigen Pferdchen oft genug den Boden verloren.

In Niktjitsch neue Scherereien mit den Behörden. Da mein Paß infolge einer von Skutari durch Albanien geplanten Reise den Vermerk trug, daß ich mich nach Bosnien, Herzegewina, Montenegro und der europäischen Türkei begeben wollte, konnte auch der Gouverneur sich eines Verdachtes nicht entschlagen. Meine Abreise suchte er denn mit der Begründung zu verhindern, es seien infolge der staatlichen Requisitionen zu Kriegszwecken weder Pferde noch Wagen zu beschaffen. Mein Begleiter aus Goransko, der gern für einen ähnlich

hohen Preis, den ich für die Pferde bis hierher hatte aufwenden müssen, mich nach Podgoritza oder Cetinje führen wollte, erhielt die strenge Weisung, sofort in seine Heimat zurückzukehren. Was der Statthalter mir aber doch ohne weiteres gestattete, war ein Telegramm an unsere deutsche

Niktjitsch (670 m). Blick nach Norden.

Reichsvertretung in Cetinje. Aus den privaten Unterhaltungen der jungen Regierungsbeamten am Stammtisch der Niktjitscher Herberge ging hervor, daß man mich für einen deutschen Offizier hielt, der mit den gewonnenen Beobachtungen auf türkische Seite nach Skutari sich begebe. Und aus ihrem Mienen las ich, daß die deutschtürkische Freundschaft nicht gerade einen Gegenstand ihres Wohlgefallens bildete.

Die vierundzwanzig Stunden (Sonntag, den 13. Oktober) des Niktjitscher Aufenthaltes waren wenig unterhaltsam. Geradlinig sind die drei Hauptstraßen und das Dutzend ihrer Nebengassen und ein Haus gleicht dem anderen: einstöckig und von nüchterner Front; vier Fenster im Oberstock

Marktplatz in Niktjitsch.

und zwei oder drei neben dem Haustor. Der einzige Unterschied besteht hier und da im Maueranstrich. Statt weiß oder gelb glänzt vereinzelt ein schreiendes Grün. Durchaus nicht anmutig gibt sich auch der übermassive Bau der Kathedrale, zu dem aus Rußland geflossene Gelder verholfen haben.

Das einzig pittoreske Bild bietet die alte Türkenfeste,

deren verfallene Türen und Bastionen auf einem schmalen, etwa vierzig Meter hohem Bergrücken thronen. Niktjitsch war ja ein Teil des befestigten Zwingrings, den die Türken um das unruhige montenegrinische Ländchen gelegt haben, bis der Berliner Kongreß dem Fürstentum nordwärts das Land bis zur Piwa und Tara zumaß.

Inmitten eines zehn bis fünfzehn Kilometer im Umkreis messenden, von Dörfern erfüllten Fruchtbeckens gelegen, bietet Niktjitsch — übrigens gleich Podgoritza mit zehn- bis zwölftausend Einwohnern die größte städtische Siedlung Montenegros — an den Markttagen ein bewegtes Leben. Heute aber ist die Zahl der feilbietenden Mädchen und Frauen gering. Viele von ihnen sind als Führerinnen der zweirädrigen ochsen- und maultierbespannten Leiterwagen mit Proviantladungen zum Heere nach Podgoritza unterwegs.

Am Montagmittag ging elektrisierend plötzlich die Kunde durch den Ort: die ersten türkischen Kriegsgefangenen kommen. In wenigen Minuten haben sich die Straßen mit Menschen dicht gefüllt. Man hört dumpfen Trommelwirbel näher dringen. Dort biegen die ersten Reihen des Zuges um die Ecke. An der Spitze zu Pferd ein silberhaariger Krieger mit einer roten Schärpe über der Brust; die montenegrinische Fahne hält er in der Rechten, daß sie flatternd sich weit entfaltet. Zu Zwei und Zwei schreiten die hundertundzwanzig bei Einnahme der kleinen Grenzkaraulen gefangenen türkischen Mannschaften, neben ihnen mit geschulterten Gewehren einige bejahrte hochgewachsene sehnige Montenegriner. Die Gesichter der Türken, meist junge, untersetzte Burschen — ihre Uniformen sind staubüberdeckt und voller Löcher, die Füße meist mit Lappen umwunden — zeigen apathische Undringlichkeit;

weder Zorn noch Scham ist auf ihnen zu lesen. Als der Zug über den Marktplatz sich bewegt, bricht unter der hier sich stauenden Menge ein fanatischer, immer von neuem einsetzender Jubel los. Die Mädchen und Frauen schwenken ihre Kopftücher, der Alte zu Pferde seine Fahne, die Eskorten ihre

Die alte Türkenfeste von Niktjitsch.

Mützen, die Frauen umarmen ihre Männer oder was männliches in greifbarer Nähe — auch ich komme in Gefahr, von einer korpulenten, heißblütigen Matrone abgeschmatzt zu werden — und aus hundert Flinten und Revolvern ertönt ein unheimliches Geknatter.

Da am Abend in betreff meines Schicksals aus Cetinje noch

keine Antworten der Behörden oder unserer Gesandtschaft vorliegen, beschließe ich, auf eigene Faust zu handeln, um mich aus meiner mißlichen Lage zu befreien. Und ein glücklicher Zufall kommt mir zu Hilfe. Einem Kutscher aus Cattaro, der eine russische Familie nach Niktjitsch gebracht hatte, begegne ich auf abendlichem Spaziergange vor den Toren des Städtchens; ich bestelle ihn denn auf eine Stunde vor Mitternacht, trotz dem unerhörten Preise von sechzig Franken, den er für sein Gefährt bis Cetinje begehrt. Als ich einsteige, bin ich nicht der einzige Passagier. Den Rücksitz hat ein weibliches Wesen mit Paketen und Bündeln eingenommen; aus einem der letzteren kreischt es laut und jämmerlich, und auf dem Vordersitze macht sich mir gegenüber ein bärtiger Mann mit seiner Muskete breit, der erklärt, noch heute nacht zum Hauptquartier nach Podgoritza zu müssen. Die Dame bittet mich flehentlich, sie mitzunehmen. Sie sei die Gattin eines Lehrers der Niktjitscher Volksschule, der, da ein Serbe, zum Heere eingezogen worden und sie mittellos mit ihrem vier Monate alten Kinde zurückgelassen habe. In Cetinje werde sie die nötigen Mittel zur Heimreise nach Belgrad erhalten. So habe ich denn für mein teures Geld in dem von mir gemieteten Wagen nur ein bescheidenes Plätzchen und heiße meinen neu geworbenen Diener auf dem Kutscherbocke Platz nehmen. Pietro ist ein sechzehnjähriger Serbe, der in Triest leidlich Italienisch gelernt hat und so auch Dolmetscherdienste zu leisten vermag. In Niktjitsch wurde er bei Ausbruch des Krieges beschäftigungs- und unterstandslos und versichert mir seit heute mittag immer aufs neue wieder, wie tief er mir ergeben sein wolle.

Die Nachtfahrt hat wenig Ergötzliches. In der finsteren

Nacht eckten wir mehrfach an die Prellsteine der Chaussee, die bei gefährlichen Stellen an der Seite des Abgrundes stehen, in dessen Tiefe die Seta rauscht. Der Säugling der jungen Serbin gibt ein Schreikonzert ohne Ende. Wenn wir alle zwei Stunden aus einer Schenke am Wege die Wirtsleute herausklopfen, hat Pietro auf die katzenfreundlichen Bitten der hübschen Mama das Kindermädchen zu machen, indem er das Wickelkissen wiegt und spazieren trägt. Die aus dem Schlaf gerissenen Wirtsleute werfen gähnend neue Holzscheite in das glimmende Herdfeuer und kredenzen mit freundlicher Miene den schwarzen Kaffee, obwohl sie nicht mehr wie eine halbe Mark für die nächtliche Mühe einheimsen.

Von dem Städtchen Danilowgrad, das südlich des Karstriegels liegt, der das Becken von Niktjitsch von der Nordwestzunge des alten, die Furche des Skutarisees fortsetzenden Seebeckens trennt, sehe ich im ersten Morgendämmerschein die saubere Hauptstraße mit den von Niktjitsch her bekannten gleichmäßigen Häuserfronten und Zierbaumreihen. Die in weiße Morgennebel gehüllte Landschaft entschleiert sich erst, als wir die auf einem Bergkegel zu unserer Linken gelegene Festung Sputz um acht Uhr morgens erreichen. Die Verbindung zwischen dem Küsten- und Seenland und dem nördlichen Hochgebirgslande beherrschend, hat mancher hartnäckige Kampf um diese Talsperre zwischen Montenegrinern und Türken stattgefunden. Nach der empfindlich kühlen Nacht sind die hier auch noch im Oktober heiß brennenden Sonnenstrahlen recht angenehm. Mein Pietro bekundet seinen Diensteifer dadurch, daß er immer von neuem in friedlichen Schlummer versinkt. Von Süden her hallen uns immer deutlicher dumpfre Kanonendonner und die helleren Geräusche knatternder Ge-

wehrsalven entgegen. Auf den Leiterwagen, die rückwärts nach Niktjitsch fahren, liegen ganze Reihen von Verwundeten, die dort Pflege finden sollen. Die Hospitäler in Podgoritza und Cetinje sind überfüllt und die Verluste bei den Kämpfen der letzten Tage waren auf montenegrinischer Seite außerordentlich schwere, wie man uns bei einem Halt in einem Kaffeehause erzählt.

Im Gelbgrau der Ebene verschwimmend, stand, von der Sonne beleuchtet, die Häusermasse von Podgoritza, eingefaßt durch ein paar finstere Hochgebirgskulissen im Nordosten (Wutschka Planina) und Südwesten (die nordalbanische Alpenkette). Als wir die über die Moratscha führende Brücke befahren, staut sich der Zug der Wagen. Was wir am linken Steilufer des Flusses erblicken, ist ein einziges Heerlager von scheinbar unentwirrbarem Gewühl. Zu Seiten der Straße sind Hunderte von Lastwagen mit Proviantzufuhr zusammengeschoben. Im offenen Felde liegen Munitionskisten aufgestapelt. Vor dem Telegraphenamte herrscht ein Auflauf. Es heißt, die türkische Garnison von Schipschanik habe sich ergeben und fünftausend Menschen, zahlreiche Kanonen und Haufen an Waffen seien eben den Montenegrinern in die Hände gefallen. Vor welchem sogenannten „Hotel" wir auch vorfahren, überall heißt es, daß jedes Zimmer dreifach und vierfach besetzt sei. Für Speisung sollen wir gefälligst selbst sorgen; Kaffee, Tee und Wein wolle man uns gnädigst reichen. Wir sind so glücklich, ein paar Pfund herrliche dunkelblaue Weintrauben und einen Laib Brot von einer auf der Straße vor ihrem Korb hockenden Bäuerin zu erstehen. Vor einem Kaffeehause halten wir im Freien auf einem Holzschemel Rast. Das Gerücht vom Fall von Schipschanik und der dort gemachten Siegesbeute jagt

General Wukotitsch, Führer der Tara-Armee.

jedermann auf die Gassen. Man forscht und fragt und glaubt des ersten großen Lorbeers sicher zu sein. Ein paar Offiziere, die von der königlichen Villa aus Kruschewatz kommen, bestätigen die Kunde. Jetzt leuchten die Gesichter, geht es an erregtes Händeschütteln und jauchzendes Frohlocken. Als es Abend wird, vermögen die breiten Straßen von Neupodgoritza die auf- und abflutende Menge kaum zu fassen. Militärmusik tönt vom Marktplatz. Laternen und Lampions erscheinen zu festlicher Beleuchtung an den Fenstern und Balkons. „Montenegro hat den Kampf gegen die Türkei als erster gegen Europas Willen gewagt, so wird es in den Annalen der Geschichte zu unserem Ruhme heißen", doziert mir ein junger deutschsprechender Lehrer, der sich mir hilfsbereit angeschlossen hat, und ein schneidiger, kokett gekleideter junger Offizier, der unser Gespräch mit anhört, beeilt sich hinzuzufügen „das Schicksal der Türken in Europa ist besiegelt".

Von den Minarehs der türkischen Altstadt herüber dringen die Stimmen der zum Abendgebete rufenden Muessins und es will meinen Ohren scheinen, als mische sich in ihren Ruf ein Ton inbrünstiger Klage. Wie oft habe ich diese Stunde auf türkischem Boden erlebt, auf afrikanischer Erde am Saume der tripolitanischen Oasen, in Europa in der idyllischen Gartenzone der Vorstädte Konstantinopels am Gestade des Bosporus, desgleichen drüben in Asien an den Ufern des Tigris und am Rande der mesopotamischen Steppen. Und jedesmal kam es wie eine weihevolle Stimmung über mich, wenn die Silhouette des Gebetesrufers auf der Galerie der Moscheen sich gegen den Abendhimmel abzeichnete und der Name Allahs und seines Propheten in langgezogenen Tönen seinen Gläubigen sich vernehmbar machte. Jetzt hat drüben in Tripolitanien,

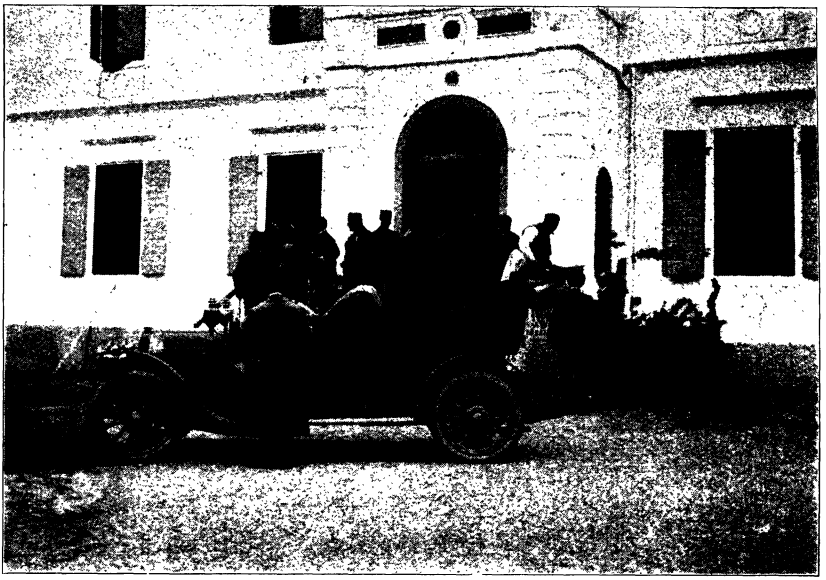
wo der Muessin zur Andacht mahnt, die Macht des Padischah ein Ende und angesichts der vor meinen Augen lärmenden, an nationalen Hoffnungen sich berauschenden Menge kann ich des Gefühles nicht ledig werden, daß sich unter den christlichen Völkern der Balkanhalbinsel elementare Kräfte entfesselt haben, von denen dem Islam und der türkischen Herrschaft auf europäischem Boden der Schlag der Vernichtung droht.

Spaziergänge in Podgoritza.

Sonntägliche Ruhe in Podgoritza. Seit den Kampftagen des 9. bis 14. Oktober, die alle kleinen türkischen Grenzkastelle in montenegrinische Hand gebracht haben, ist hier an Stelle des Militärlagerlebens und der Züge der Proviantkolonnen wieder eine gewisse kleinstädtische Behaglichkeit getreten. Daß wir unter dem Zeichen des Krieges stehen, verrät die Anwesenheit einer Schar wohlgekleideter Personen, die das Genfer Rote Kreuz um den Arm geheftet tragen und eilfertig von einem Lazarett zum anderen pilgern. Oder eine Schar türkischer Gefangener weilt hier einige Stunden auf dem Wege nach dem Innern. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen sie dann teilnahmslos vor dem Regierungsgebäude, der Austeilung der Rationen und des Befehls zum Weitermarsche wartend. Oder man sieht einen gefangenen türkischen Offizier scheuen und hastigen Schrittes durch eine der Straßen schreiten, neben ihm zwei Soldaten mit geschultertem Gewehr, letzteres gewiß ein einigermaßen befremdendes Schauspiel. Denn dem Offizier, der seinen Degen übergibt, ist gemeiniglich freie Bewegung am Ort seiner Gefangenschaft gelassen, und es steht ihm keine solche zweifelhafte Ehrengarde zur Seite.

Reguläre montenegrinische Soldaten in ihren grüngelben Khakiuniformen nach russischem Muster tauchen nur mehr als Posten auf. Diese Uniform ist ein steter Schmerz des Königs, der lieber auch seine in Waffen stehenden Landeskinder im lebhaften Rot und Blau der einheimischen farbigen Tracht, der langen Ärmeljacken und des breiten Beinkleides, sehen möchte. Zahlreich zeigen sich aber die Kriegsamateure, alte

Herren von sechzig und mehr Jahren, mit Medaillenreihen auf der Brust und einer blitzenden silberbeschlagenen Pistole im Gürtel, die im Verein mit einigen drohenden Dolchen ihren Leibesumfang gar gewaltig erscheinen lassen. Sie schreiten ker-



Der König Nikola entsteigt seinem Automobil in seinem Landsitz Kruschewatz bei Podgoritza.

zengerade und vaterlandsstolz mit feierlicher Miene daher, als ob sie allein das Schicksal ihres Landes zu verantworten hätten.

Von Zeit zu Zeit fährt der König durch die Stadt, im einfachen Wagen oder im Automobil, nur von einem Adjutanten begleitet. Er hält hier und dort an, spricht eindringlich mit diesem oder jenen. Er wohnt in seinem idyllisch im Grün ver-

steckten sommerlichen Landsitz Kruschewatz außerhalb der Stadt. Dort sind eben die Gesandten der ihm verbündeten Mächte sowie die Generale serbischen, bulgarischen, griechischen Geblütes abgestiegen. Mit dem König und seinem Generalstab arbeiten sie an den strategischen Plänen, die den Türken, den „barbarischen Asiaten", wie ihn der König in seinem Kriegsaufruf nannte, aus Europa treiben und die Gefilde des Balkans brüderlich unter Montenegriner, Serben, Bulgaren und Griechen aufteilen sollen.

Erregter Kampfplatz sind am Abend die Tische der drei oder vier Wirtschaften und Kaffeehäuser. Die Verwaltungs-, Polizei- und Postbeamten Montenegros jammern da händeringend, daß sie verdammt sind, die Feder zu führen statt der Flinte, und nicht die Brust dem Feinde zu bieten vermögen. Desto grimmiger ruht denn auch ihr Auge auf allem, was nicht montenegrinischer Heldenabstammung und durch seine Anwesenheit dem Staate gefährlich werden könnte. Und diese wackeren Patrioten spielen mit erstaunlicher Leichtigkeit mit den Worten „Zivilisation", „Kultur", „Barbarentum", sind natürlich Vertreter aller edler Menschheitssendungen und teilen allein den Montenegrinern die hehre Aufgabe des Kampfes gegen Finsternis und Greultaten zu, die Europa zu unternehmen nicht gewagt hat. Sie wissen die unzähligen Wiederholungen die Ruhmestaten der ersten heißen Kampfestage zu erzählen und sprechen von militärischen Dingen wie die Glieder des hohen Generalstabes. Daß sie ein altes ausrangiertes türkisches Feldgeschütz nicht von einer Kruppschen Festungskanone zu unterscheiden wissen und jede Kanone mit einem großen Loch für eine Mitrailleuse oder einen Mörser halten, verschlägt ihnen wenig. Und worin alle,

auch Wirte und Kellner, Barbiere und Fruchthändler mit ihnen einig sind, hier in Podgoritza wie in Cetinje und anderwärts, das ist die Notwendigkeit eines „G r o ß montenegro“ und eines serbischen Kaisertums mit Väterchen Nikola an der Spitze. Die Klügeren meinen, mit einem Staatenbund oder Bundesstaat könnte man auch zufrieden sein, natürlich nur, wenn Montenegro in diesem eine gleiche Rolle spielt wie Preußen im deutschen Staatenbunde.

Und die Grenzen von Großmontenegro? Im Ssandschak laufen sie künftig nach ihrer felsenfesten Überzeugung den Lim aufwärts, um Rücken an Rücken sich mit der serbischen Nation zu befinden, sie steigen über den Skutarisee und Alessio bis Durazzo hinab und rücken im Südosten über den schwarzen und weißen Drin, ja bis zu den Seen von Ochrida und Presba, wo sie den Griechen die Hände reichen. Österreich-Ungarn hat in Bosnien und Herzegowina seine Mohammedaner, und da sollte Montenegro nicht mit den mohammedanischen Albanern fertig werden? Die bisherigen Kriegserfolge haben die Köpfe in einer Weise verwirrt, daß der bisherige harmlose Größendünkel jetzt zu einem fast pathologisch zu behandelnden Umfang angewachsen ist. Es sind keine scherzhaften Übertreibungen, die ich hier auftische, sondern Beobachtungen auf Grund von Äußerungen aus mehr denn einem Munde, die ernsthaft genommen werden wollten. In meiner Herberge in Cetinje tat mein Wirt mit dem biederen Namen „Rainwein“, der Sohn eines eingewanderten Wieners, sein montenegrinisches Herz jedem neuen Ankömmling kund und umschrieb auf der in seinem sogenannten Speisesalon (von drei Tischen) hängenden Karte das künftige Montenegro unter den lebhaftesten Geberden zehnmal des Tages mit den

Zeigefingern. Und ein junger montenegrinischer Student gab seine politische Weisheit dahin kund, mit den übrigen Balkanstaaten sei Montenegro stark genug, auf ganz Europa und seine Großmächte zu pfeifen! Einem gesunden Volke, dem die engen Grenzen seiner steinigen Heimat keine Nahrung mehr bieten — die lebhafte Auswanderung nach Amerika beweist dies für Montenegro zur Genüge — wird jeder Einsichtige unbedingt Ellbogenfreiheit und Gebietszuwachs gönnen; man wird Montenegros Unmut über die Starrheit verstehen, mit der die Türkei die lange versprochenen Grenzregulierungen durch ein Jahrzehnt hintanzuhalten suchte, auch den Ärger über die geringe Willfährigkeit gegenüber den montenegrinischen Wünschen von seiten der europäischen Mächte, da sie die Formel des Status quo an einer Stelle mit Beharrlichkeit verfochten, wo andere Mittel zur Dämpfung der Erregung nötig gewesen wären. Aber über die komischen Ungeheuerlichkeiten dieses großmannsüchtigen Ausbreitungsfiebers sowie über das Verhältnis, in dem hier Können und Wollen, Mittel und Ziele zueinanderstehen, wird selbst ein mit aller Sympathie für das interessante tapfere Völkchen ausgerüsteter Beurteiler sich des Lächelns nicht erwehren können.

Ein Element ist es, das dem Straßenleben des Landstädtchens Podgoritza mit seinen 10—12000 Einwohnern ein eigenartiges Gepräge gibt: Die Malßoren, diese aus einer ganzen Reihe von Einzelstämmen zusammengesetzten christlichen Albaner, die bald für, bald wider die Türken, bald allein, bald im Schlepptau Montenegros sich empörend, in den letzten Jahren immer und immer wieder die Gemüter in Aufregung versetzt haben. Als Glied in der Kette der montenegrinischen Hoffnungen und Berechnungen waren sie und sind sie noch

gegenwärtig wertvoll und unentbehrlich. Von Podgoritza aus sieht man von den graublauen Graten des albanischen Hochgebirges eine Anzahl von Bergreihen mit spitzen Zacken nach Westen zum Skutarisee niedersteigen, in denen die Heimatsgaue der westlichen Glieder dieses unruhigen Völkchens liegen.

Malßorinnen in den Straßen von Podgoritza.

Große, kräftige Gestalten mit verwitterten Gesichtern, scharfen Augen und hoher Stirn, angetan mit schwarzverbrämten engen gelben Wollhosen und braunen Felljacken, stolzieren sie freien und begehrlichen Blickes einher. Im Getriebe des Marktes stehen ihre Frauen mit schwarzen Opanken, schwarzen Wollstrümpfen, schürzenartigem breiten dunklen

Röcken und dunkelfarbiger Wolljacke, unter den helleren Trachten der Montenegrinerinnen düster hervor, in ihrem Gewand breiter, untersetzter und unebenmäßiger erscheinend als sie in Wirklichkeit sein mögen. Gegenüber den rauhen Tälern

Malßorenkämpfer beim montenegrinischen Heere.

und magern Bergtriften ihrer Heimat, sind den Malßoren die Fluren und Felder an der Seta und Ribnitza ein Paradies und die Basare von Podgoritza und Niktjitsch voller Herrlichkeiten. Da die Türkei sich recht wenig um sie kümmerte, und den Piaster recht spärlich unter ihnen rollen ließ, Montenegro dagegen sie mit süßen Worten und blanker Münze ver-

hätschelte, so haben sie natürlich sich nicht gescheut, ihren Wohltäter zu preisen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn der Türke ihnen zu nahe trat.

Daß die Malßoren, wie die Montenegriner vielfach es laut vermeldeten, das heiße Begehren haben, unter des König Nikolas Schutz und Herrschaft zu gelangen, darf wohl einigen Zweifeln begegnen. Einmal sind solche Wünsche öfter von armen zerlumpten Teufeln ausgesprochen worden, die in der Heimat Not litten und bettelnd hier vor das Regierungsgebäude zogen, als von den Stammeshäuptern und sonstigen angesehenen Gliedern ihrer Gaue. Wenn jene Brot und Hemd und Geld und gar noch eine Flinte von den Montenegrinern empfingen, so waren sie bereit, ihnen Gefolgschaft zu schwören, wie sie dies gegenüber jedem anderen getan hätten, der sie so wohltätig bedachte. Und die Schar der bettelnden und zerlumpten Gesellen nimmt seit Monaten kein Ende. Wie auf einer Bühne tritt ihr Chorus immer wieder aus den Kulissen hervor. Wie viele mögen das erhaltene Gewehr und Wams in ihren Bergen veräußert und für ihr „Hoch Montenegro" immer wieder einen lachenden Lohn geheischt haben. Will eines Tages Montenegro ernstlich seine Hand auf das Malßorenland legen, so werden seine Bewohner den Montenegrinern als Herrn ebenso ungern sehen wie den Türken. Geht Montenegro über die Gebiete hinaus, die stammesverwandte serbische Bevölkerung füllt, so wird es bald harte Gegner finden. Und gerade die Berge und Söhne Albaniens werden montenegrinischen Herrschergelüsten einen kaum zu überwindenden Wall ziehen.

Noch ein anderes unruhiges Völkchen beherbergt gegenwärtig Podgoritza: das der Journalisten. Über zwanzig

an Zahl sind sie schon eine gefährliche Kolonie geworden, die dem König und dem Kriegsminister wie dem Polizeichef von Podgoritza bittere Tage bereiten. Unbescheiden verlangen sie des schönen Loses ledig zu werden, das sie auf die vier Straßenzüge der Neustadt mit ihren vier Cafés und zwanzig Wirtshaustischen doch so wonniglich beschränkt hat. Sie möchten die Kanonen sehen, aus denen bei Detschitsch und Tusi von den Türken gefeuert wurde und die nun montenegrinische Beute sind, sie möchten die Wälle und Schanzen in der Nähe betrachten, gegen welche die todesmutigen Angriffe der Montenegriner erfolgten, sie haben Begehren, sich von der Zahl der Gefangenen zu überzeugen, die ihnen die offiziellen Berichte in so bequemer Weise bekanntgeben und die jetzt unweit der alten über die Ribnitza führenden Türkenbrücke in einem schmutzstarrenden Feldlager zur Mehrzahl untergebracht sind.

Die montenegrinische Regierung hat wahrhaftig fürsorglich sich der Journalisten angenommen. Im Regierungsgebäude wurde ein Zimmer freigemacht, mit einem Tisch und viel Papier geziert, wo von 8—10 Uhr vormittags und von 8—9 Uhr abends die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze mitgeteilt werden. Damit das Staatswohl gewahrt bleibt, sitzen da zwei Stunden des Vormittags und zwei des Nachmittags auch die Zensoren. Ohne die Unterschrift eines dieser Gewaltigen nimmt das Telegraphenamt keine Drahtberichte entgegen. Wer abends eine wichtige Nachricht erfährt, der soll sich in seinem Berufe ja nicht anstrengen, sondern besser hübsch warten, bis der nächste Tag angebrochen ist, an dem die unoffizielle Nachricht sich sicher gegenüber der amtlichen Mitteilung als eitle Phantasie herausstellt.

Und die Herren Zensoren sind sehr liebe, sprachgewandte

Malßorischer Bayraktar vom Stamme der Schkreli.

und weltkundige Leute. Der eine war schon Flötist in verschiedenen Armeen und ist jetzt königlich montenegrinischer Kapellmeister. Der zweite hat ein Stück Welt gesehen, da er in Leipzig eine Verlagsbuchhandlung mit seinen Sprachkenntnissen beglückt und desgleichen später eine Dampfschiff-

Malßorenhäuptlinge vor Prinz Mirko im Feldlager zu Kopliku.

fahrtsgesellschaft am Comer See; er hat sich auch politische Kenntnisse angeeignet, da er unzufriedenen Köpfen gegenüber mit Bismarcks Worten von der „politischen Notwendigkeit der Zensur" zu begegnen weiß. Und der dritte hat eben die Hörsaalbank der Wiener Universität mit dem Zensorsessel für Europas Weltpresse vertauscht. Aber auch auf sonstige

Schritte der Korrespondenten erstreckt sich die liebevolle Obhut der montenegrinischen Behörden. Wagen und Pferd erhält er nur von der hohen Obrigkeit, damit ihm die Landesunkenntnis ja nicht Schaden bringe. Und wenn er aus einer der vier nüchternen Straßen der Altstadt in das Türkenviertel mit seinen schmalen Gassen und balkongeschmückten Holzhäusern wandern will, so fordert ein Posten den „freien Geleitschein", den der Generalsekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Cetinje vorsorglich dem mutigen wandernden Manne von der Feder ausgehändigt hat.

* * *

Endlich habe ich in Podgoritza eine behagliche Unterkunft gefunden, die mir über manche Unbehaglichkeiten des dortigen Aufenthalts hinweghilft. Am Tage meiner Ankunft hatte ich vor der Stadt hinter der verfallenen Mauer eines Obstgartens einen nach anstrengender Nachtfahrt dringend nötigen Nachmittagsschlaf auf meiner Reisedecke gehalten und bis um die zehnte Stunde abends unter freiem Himmel spazieren müssen. Für die Nacht wurde mir in einem Kämmerchen des Polizeibureaus mit fünf anderen Obdachlosen gnädigst Unterkunft gewährt. Am nächsten Tage wußte jedoch ein gefälliger Gendarm in einem mohammedanischen Wohnhause der Altstadt mir ein Zimmerchen auszukundschaften, das ich mit dem Redakteur eines italienischen Sozialistenblattes, des Mailänder „Avanti", teile. Man verlangt fünf Kronen täglich! aber ich gebe sie gern, denn der Raum ist außerordentlich sauber — der Mohammedaner sticht auf der westlichen Balkanhalbinsel in dieser Hinsicht vom Slawen sehr vorteilhaft ab —, hat alle Bequemlichkeiten des orien-

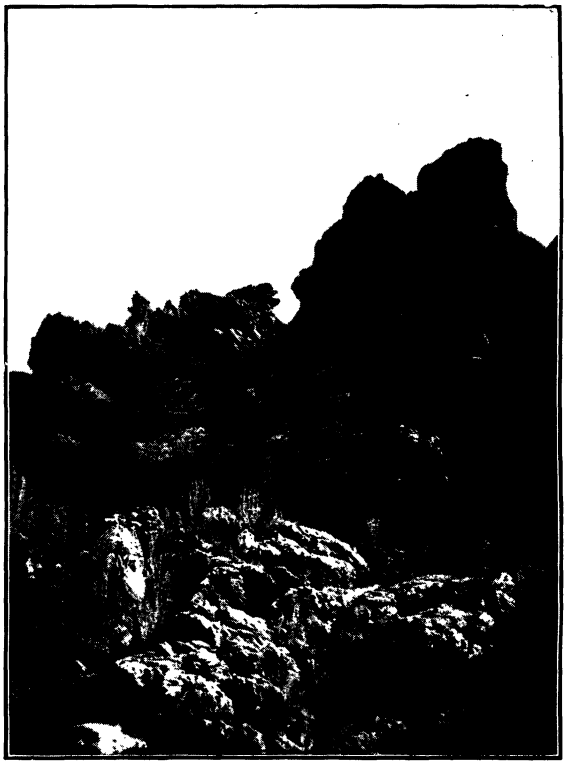
talischen Haushalts, wie Teppiche, Kissen und Ruhelager — und der Wirt wie seine Familie bezeugen große Aufmerksamkeit und Herzlichkeit. Sogar Militza, das zwölfjährige zierliche Töchterchen, versäumt es nicht, uns jeden Morgen mit einem verschämten Gruße zu beehren.

In dem Bücherschranke an der Wand entdeckte ich türkische, französische und deutsche Bücher, vor allem zahlreiche Reclambändchen und deutsche wohlfeile Klassikerausgaben, auch ein deutsches Exerzierreglement und Löbels handliches kleines deutschtürkisches Wörterbuch. Mein grauhaariger, ehrwürdiger Wirt verrät auf mehrfaches Fragen endlich, daß wir das Studierzimmer seines Sohnes inne haben, der als Offizier in der türkischen Armee dient. Er hat denselben zur Zeit, da Podgoritza noch türkisch war, nach Konstantinopel geschickt, um ihm bessere Bildung und Karriere zu sichern. Vor fünf Jahren weilte sein Sohn zum letzten Male im Elternhause. Jetzt ist Adrianopel seine Garnison.

Eng und winklig sind die Gassen in der mohammedanischen Altstadt. Nach außen zeigen sich hohe nackte Mauern und burgpfortenähnliche, fest zu verrammelnde Tornischen. Im Innern der Umfriedung aber ist Behaglichkeit und Idyll. Da fruchten schattenspendende Obstbäume, rinnt ein Brunnenwässerchen, stehen ein paar Blumenbeete. Und ein steinerner verandaartiger Vorbau trägt den Blick über die Landschaft ringsum.

Schon haben die ersten Herbstregen begonnen. In den Morgenstunden zeigen sich dicke Schneebänder auf den Kämmen der nordalbanischen Alpen. Wenn die Sonne an hellen Tagen in den Nachmittagsstunden ihre Strahlen gen Süden sendet, da erscheinen mir von der Veranda meines Häuschens, grell und scharf umleuchtet, die schroffen zerklüfteten Karst-

gebirgsformen des westlichen, der Adria zugewandten Montenegro, die den Eindruck trostloser Ödnis bei allen denen hinterlassen, die von Cattaro auf der in kühnen Serpentinen



Karstgebirgsformen im westlichen Montenegro.

zum Lowtschenpasse führenden Kunststraße im Postautomobil der ziemlich reizlosen und nüchternen Landeshauptstadt Cetinje einen Besuch abstatten und dann glauben, über Montenegro reden und schreiben zu können. Montenegro ist

aber nicht ausschließlich eine zerrissene Karstwüste, sondern, nördlich und nordöstlich der breiten Furche des Setatals, ein Land mit plätschernden Bächen und sanft gewellten Bergkuppen, mit herrlichen Eichen-, Tannen- und Buchenwäldern und grünen Weiden, mit singender Vogelwelt und anmutigem Rehwild, Landschaften, die den Charakter zentraleuropäischer Mittelgebirge zeigen.

Kahl sind gegenwärtig die Felder, die in der sonnendurchglühten Ebene von Podgoritza sich dehnen. Ein Tabak von goldbrauner Farbe, der ein köstliches Aroma gibt, ist das Haupterzeugnis dieser Felder. Die Fabrik, in der Montenegros herrliches Produkt zu Zigaretten verarbeitet wird, hat seit vierzehn Tagen ihre Pforten geschlossen. Von einer italienischen Gesellschaft mit einem Kapital von $1^1/_2$ Millionen Lire vor einem Jahrzehnt begründet, die als Lohn für ein der in stetiger Geldklemme befindlichen Regierung gegebenes Darlehen von 1 Million Kronen diese wertvolle Konzession zu erlangen wußte, ist Podgoritzas Tabakfabrik bisher das einzige industrielle Unternehmen des Landes geblieben.

* * *

Was meinen Aufenthalt in Podgoritza nicht sonderlich gemütlich macht, ist die Zurückhaltung, ja verschiedentlich sogar die offen kund gegebene Feindseligkeit, mit der man mir als Deutschen entgegenkommt. Deutschland ist Österreichs Bundesgenosse und der Freund der Türkei. Mit letzterem befindet sich das Land im Kampfe und von ersterem fürchtet es die Hemmung seiner Erfolge. So vermag der Montenegriner auf den Deutschen augenblicklich nicht mit sonderlicher Liebe zu blicken. Bei den Soldaten läuft die lächerliche Mähr um,

unter den auf türkischer Seite Gefallenen von Schipschanik seien drei deutsche Offiziere gewesen, die man als germanische Typen an ihrem blonden Haar erkannt habe.

Der Mißstimmung gegen uns Deutsche, die auch der Polizeipräfekt von Podgoritza unverhohlen kundgibt, habe ich es wohl auch zu verdanken, daß meine Absicht vereitelt wird, den König in Kruschewatz sehen und sprechen zu dürfen. In seiner charakteristischen Persönlichkeit verkörpern sich die letzten 40 Jahre montenegrinischer Geschichte. Dichterische Phantasie, diplomatische Schlauheit und rücksichtslose Willenskraft vereinen sich bei ihm in eigenartiger Weise und unterstützten ihn bei manchen Erfolgen, die er seinem Volke errungen hat. Ihm einmal gegenüberzustehen, muß jeden reizen, der sich eine Vorstellung von der Entwicklung Montenegros und seinen Triebfedern zu machen beabsichtigt. Der König hat Engländer, Italiener und Franzosen in den letzten Wochen empfangen und in seiner temperamentvoller Art zu ihnen von seinen gegenwärtigen Plänen und Hoffnungen gesprochen. Durch unseren deutschen Gesandten dem Hofmarschall des Königs empfohlen, suche ich um die Erlaubnis nach, mich in Kruschewatz vorstellen zu dürfen. Hofmarschall Gregorowitsch antwortet in liebenswürdiger Weise, daß ich am nächsten Tage mich um 11 Uhr vormittags dort einfinden solle.

Als ich $^1/_2$11 Uhr meinen Wagen besteige, um nach dem eine Viertelstunde entfernten Sommerschlößchen Kruschewatz hinauszufahren, erscheint ein Gendarm, der behauptet, ohne Erlaubnis des Polizeipräfekten dürfe kein Gefährt sich diesem Ziele nähern. Ich erkläre, daß ich dorthin vom Hofmarschallamt befohlen bin. Der Gendarm will es dem Präfekten melden, erscheint aber nicht wieder. Als ich selbst mich eiligst auf

dessen Bureau begebe, um Aufklärung zu erbitten, läßt dieser in brüsker Weise mir sagen, daß er nicht zu sprechen sei, auch könne er dem Kutscher die Erlaubnis zur Abfahrt nicht erteilen.

Da man mir am nächsten Tage auch verwehrt, mich nach Tusi und Schipschanik zu begeben, während dem Korrespondenten der „Times“ vom König selbst im Anschluß an eine ge-

Podgoritza. Blick von Neu-Podgoritza auf den älteren mohammedanischen Stadtteil.

währte Unterredung diese Tour verstattet wird, beschließe ich, Podgoritza den Rücken zu kehren. An die Möglichkeit, auf dem Ostufer des Skutarisee mit der montenegrinischen Armee sich Skutari nähern zu können, ist augenblicklich nicht zu denken. Mein Ziel soll die Adriaküste Montenegros sein. In diesen Teilen Neumontenegros mit den pittoresken Hafenplätzen Antiwari und Dulcigno winken neue lehrreiche und fesselnde landschaftliche Bilder. Auch vermag ich dort wohl

zu erfahren, welche Maßnahmen die Montenegriner auf dem westlichen Kriegsschauplatze vorbereiten, um von Westen her Skutaris Einschließung zu erreichen.

Aber so leicht ist mein Plan nicht in die Tat umzusetzen. Als wir Rijeka erreichen, das mit seinen Häusern italienisch-

Lagune des Skutarisees bei Rijeka.

dalmatinischen Gepräges in einem besonnten Talspalt am Ufer eines zum Skutarisee sich Bahn brechenden gleichnamigen Flüßchens sonst halb verschlafen ruht, heute aber zu einem großen Lazarett verwandelt ist, heißt es, daß auf dem kleinen, nach Wirbasar laufenden Dampfer für Fremde kein Platz ist. So habe ich denn den Umweg über Cetinje und Cattaro zu nehmen und kann die majestätischen Fjordlandschaften der süddalma-

tinischen Küste nochmals an meinen Augen vorüberziehen lassen, die mir seit meinem ersten Besuche der östlichen Adriaküste (1902) in unauslöschlicher Erinnerung stehen. Wie ich mit dem Automobil die steilen Serpentinen zur dreigeteilten

Montenegrinischer Vormarsch am Ostufer des Skutarisees.

Bocche di Cattaro hinabsause und erst die Wogen der Adria, dann der Spiegel der äußeren Bucht den Augen entschwinden, habe ich das Gefühl, zur engen, bergkranzumsäumten inneren Lagune von Cattaro rasch wie auf einem Aeroplan herniederzutauchen.

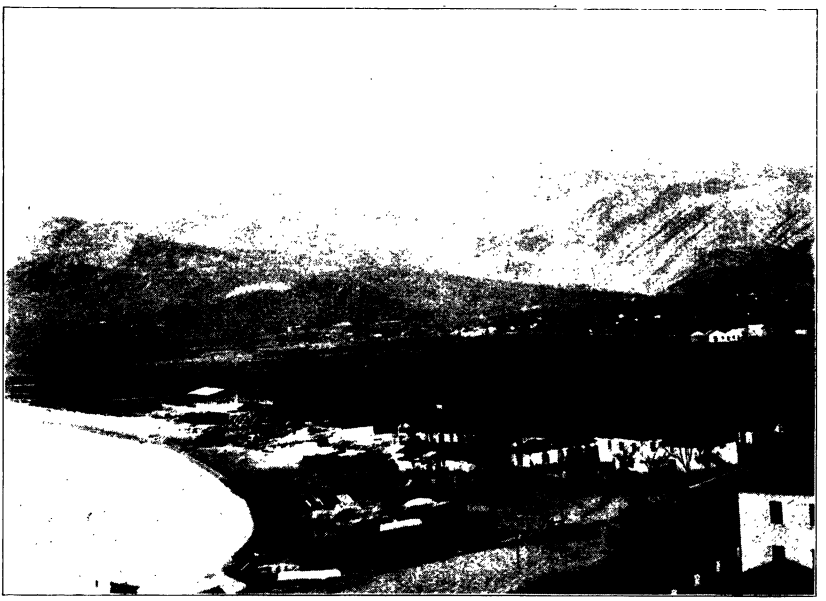
Tagebuchblätter aus Neu-Antiwari.

26. Oktober 1912.

Seit gestern weile ich in Antiwari. Gegenüber dem schmalen Talkessel von Podgoritza hier eine entzückende Weite des Horizonts. In großem Halbbogen öffnet sich die Bucht, den Spiegel der Adria den Augen freigebend; und die an bis zu 1600 Meter ansteigenden Ketten, die nach NW und SE hin in wohlgegliederten parallelen Reihen sich ziehen, wollen die Blicke eher in die Ferne tragen, als sie begrenzen. Im Gegensatz zu dem regnerischen Grau, in das die Landschaft an der unteren Moratscha sich kleidete, und der neblig feuchten Atmosphäre, die dort am Nordwestfuß der nordalbanischen Alpen sich lagerte, hier Sonnenfreude und eine Klarheit der Luft, wie sie den Herbsttagen an der Adria zu eigen, eine Fernsichtigkeit, die feenhaft lockt, mit den Armen zu umfassen, was weit vor ihnen ausgebreitet liegt.

Auch die montenegrinischen Behörden scheinen hier etwas offeneren Herzens zu sein. Denn als ich vom Dampfer des Österreichischen Lloyd steige, der mich von Cattaro gebracht hatte, begrüßt mich ein junger, mit gepflegtem blonden Spitzbart ganz europäisch zugestutzter Montenegriner im korrektesten Französisch mit der Meldung, daß auf Befehl des Hofmarschalls des Königs man bereit sei, mir alles Entgegenkommen zu zeigen. Also hat die fürsorgliche Befürwortung unseres deutschen Gesandten Herrn von Eckardt hier seine Wirkung getan, und war der Machtspruch des Polizeichefs von Podgoritza, ausschließlich in Cetinje hätten künftig sich die fremden Reisenden und Herren von der Feder still und bescheiden aufzuhalten, eitle Drohung.

Von Westen her hat hier an der Küste scheinbar die Kultur schon einen schnelleren Einzug gehalten als in anderen Gebieten des Landes. Wahrhaftige Eisenbahnschienen gehen bis an den schmalen Molo, an dem unser Dampfer anlegt. Sie



Am Strand der Bai von Antiwari. Im Hintergrund das Rumijagebirge (1593 m). Die Einschartung zur Linken kennzeichnet den Sutormanpaß (844 m).

sind das Anfangsstück der Trasse, die, dem Becken von Antiwari entsteigend, die Ketten der Rumija im Sutormanpaß (844 m) überwindet und an das Nordufer des Skutarisees zum Fischerstädtchen Wirbasar hinabrollt. Und von dem rechts die Hafenbucht begrenzenden Hügel grüßt oberhalb der Kaistraße ein elegant aussehender Hotelbau, wie man ihn in

Spalato und Abazzia zu suchen gewohnt ist. Derselbe wirkt tröstlicher als die verschiedentlichen, etwas barbarischen Unterkunftsstätten im Inneren, ja selbst in Cetinje. In der Landeshauptstadt steht allerdings ein leidlich anständiges Gasthaus mit dem lockenden Namen „Grand Hotel"; aber auch dieses steht mit Kultur und Komfort noch auf gespanntem Fuße, denn es besitzt nicht einmal eine Badewanne. Diese Tatsache wird allerdings niemandem verwundern, der erfährt, daß in der ganzen Residenz Cetinje bisher ein öffentliches Badhaus sich nicht als hygienisches Bedürfnis herausstellte.

Freilich meine Hoffnung, ein behagliches Zimmer zum Heim zu erhalten, wird grausam getäuscht. Die Wirtin, eine Schweizerin, und ihr Gehilfe in Kriegszeiten, ein pariserisch mit gelber Weste und breiten gestickten Knöpfen aufgeputzter Italiener, laufen erregt hin und her und wissen nicht, wo sie in dem ohnehin schon vollem Hause vierzig eben aus Triest angekommene Angehörige des Roten englischen Kreuzes unterzubringen haben. Es heißt also, entweder mit vier oder fünf unbekannten Menschen in eine Kammer kriechen oder in einer durch einen kleinen Holzverschlag abgetrennten offenen Nische des Korridors sich häuslich einrichten. Einige Befriedigung bringt wenigstens die Abendmahlzeit. Nicht wie in dem in Podgoritza von einem schmutzigen Sizilianer gehaltenen „Albergo d'Italia" sind die Teller voller Sprünge und fehlt an den zerbrochenen Rändern die Glasur, schwimmen auf der Suppe nicht einige Haare und finden sich in den Speisen nicht noch verschiedene andere weniger bestimmbare Bestandteile.

Als ich nach der Mahlzeit auf die Kießterrasse vor dem Hotel Marina hinaustrete, da beleuchtet ein gelbroter Mond

die wenigen weißen Häuserrechtecke von Neu-Antiwari — das tief nach Osten einspringende, von leichten Nebelschwaden überlagerte Talbecken —, in der Tiefe der Bucht die Schaumkronen der Wellen, deren Rollen und Plätschern wie hastige Atemzüge des Meeres zu hören, und die im Dämmerlichte gespenstig langen Rücken der Berge, die auf die Bucht und die Talebene ihre hohen Schatten werfen. Wahrlich, ein kleines Paradies also, dieses Antiwari.

* * *

Angelegentlich suche ich nach den Merkmalen, die der Krieg in das Idyll von Antiwari gezeichnet hat. Am Hafenkai liegen Haufen von Kisten, die, gefüllt mit Decken und Schuhwerk aus Triest und aus Bari, für die im Felde stehenden Truppen angelangt sind. Die Mannschaften der kronprinzlichen Armee, die nach großen, bei Übergang über die sumpfigen Uferstreifen an der Seelagune von Litscheni Hotit bewältigten Mühen beim Pronisatbach am Ostufer des Skutarisees ihr Lager bezogen, auch die Kontingente der Truppen des General Martinowitsch, die auf den kahlen, den Winden ausgesetzten Höhen der Kraja auf Auslug gegen den Taraˇbosch ohne die Möglichkeit nächtlicher Feuerstätten liegen, leiden arg unter Feuchtigkeit und Kälte. Die Arbeiter freilich, die jenen wichtigen Inhalt auspacken, zeichnen sich ebensowenig durch geschäftige Eile aus, wie diejenigen, welche die Lasten in die Eisenbahnwagen verstauen.

Jeder abendliche Zug, der von Wirbasar anlangt, bringt Scharen von Ersatzmannschaften, die zur Taraboscharmee wandern. Die wehrfähigen Männer der Küstenprovinzen bilden die Westarmee, während die Mannschaften des mittleren

Montenegro zur Hauptarmee unter Kronprinz Danilo stießen. Im Hafen macht ein schmucker griechischer kriegsmäßiger Dampfer seine Manöver, den der Hellenenkönig seinem königlichen Vetter für Truppen- und Munitionstransporte gesandt hat. In dem Menschenalter, seit Montenegro mit Hilfe der

Montenegrinische Auswanderer melden sich in Antiwari zur Einstellung ins Heer.

europäischen Großmächte ein Stück Meeresküste eroberte, hat es sich die See noch nicht zum Tummelplatze erkoren. Kein Dampfer noch zeigt die montenegrinische Handelsflagge.

Am lebhaftesten geht es im Hafen zu, wenn mit irgendeinem Dampfer montenegrinische Auswanderer aus Nord- oder Südamerika eintreffen. Denn kaum daß das Schiff sich

dem Hafen nähert, beginnt ein Geknatter von Revolver- und Gewehrschüssen. Die Ankommenden jauchzen beim Anblick des heimatlichen Gestades und der am Strande wartenden freudeerregten Menge, und jagen eine Salve nach der anderen in die Luft. Und die zur Begrüßung versammelte Schar tut es ihnen gleich an wilden Heulen und Schießen.

Solch' inbrünstig sich entfaltende vaterländische Begeisterung packt entschieden auch den nüchternen Zuschauer trotz aller südslawischer Übertreibung. Die Ankömmlinge sind aus Brot und Arbeit gerissen worden und zittern doch vor freudiger Bewegung, da sie die steinigen Berge und dürftigen Felder ihrer Heimat wiedersehen.

Fast alle sind recht gut gekleidet und mit dicken Mänteln und wollenen Decken angesichts der in den Bergen beginnenden kalten Jahreszeit gerüstet. Sie machen durchweg den Eindruck bürgerlicher Wohlhabenheit. Die Kisten und Truhen, die sie vor dem Zollamt auspacken müssen, — eine wahrhaftig überflüssige Scherere für begeistert zu den Fahnen strömende Verteidiger des Landes — sind vollgestopft von Habseligkeiten.

Schon an 1000 solcher Auswanderer, die auf fremder Scholle reichliches Auskommen hatten, sind eingetroffen. Und man erwartet noch weitere 2000. Ob sie ohne genügend militärische Übungen an der Front wirklich viel nützen werden, ist eine andere Frage. Manche, die schon fünfzehn und mehr Jahre von Montenegro fern waren, da sie als Kind die Heimat verließen, haben überhaupt noch kein Gewehr in den Händen gehabt!

* * *

27. Oktober.

Einige Spaziergänge machen mich mit Antiwari und seinem nächsten Umkreis und allen den wirtschaftlichen Plänen und Hoffnungen einigermaßen vertraut, die sich mit diesem von der Natur begünstigten Erdenflecke verbinden. Was ich

Hafenstraße in Prischtan.

zunächst festzustellen hatte, war die Tatsache, daß es eigentlich noch gar kein Antiwari gibt, das auf den Landkarten so schön durch einen fetten Stadtring sich gekennzeichnet findet. Die aus kurzen Reihen schmaler Häuschen sich zusammensetzende Siedlung, die zu beiden Seiten der vom Hafen in den Talkessel hineinlaufenden Landstraße steht, ge-

hört einem Dörfchen namens Prischtan an; dieses schmiegt sich hier an den Fuß des Hügelsporns, der nach der südlichen Spitze der halbmondförmigen Bucht läuft. Die Gegend, wo unser an den Hang gelehntes Grand Hotel Marina thront und davor am Quai die Schuppen des Zollhauses, sowie die Lagerhäuser der italienischen „Compagnia di commercio d'Oriente" sich erheben und am Rand der Tiefe der Einbuchtung eine Anzahl von Baracken und windschiefen Holz- und Eisengerüsten steht, soll ein großer Freihafen an der Adria werden. Und die $2^1/_2$ qkm fassende Talfläche, die in der Tiefe des von Bergen rings umzogenen Kessels liegt, ist bestimmt, eine künftige montenegrinische Großstadt des Namens Neu-Antiwari zu tragen. Auf dem sorgsam ausgedachten Stadtplan stehen schon alle die kommenden Herrlichkeiten, die Parks und Boulevards, die Theater- und Fürstenpaläste ganz prächtig eingetragen. Was von dieser stolzen Residenz am Meere aber bisher vollendet wurde, das ist nur eine Anzahl Gräben, die das von Malaria geschwängerte Sumpfland am Rande der Bucht entwässern sollen. Zu weiteren Bauten war noch kein Geld vorhanden. Und nun hat der Krieg gar den bescheidenen Vorarbeiten der Bewässerung ein Ende gemacht.

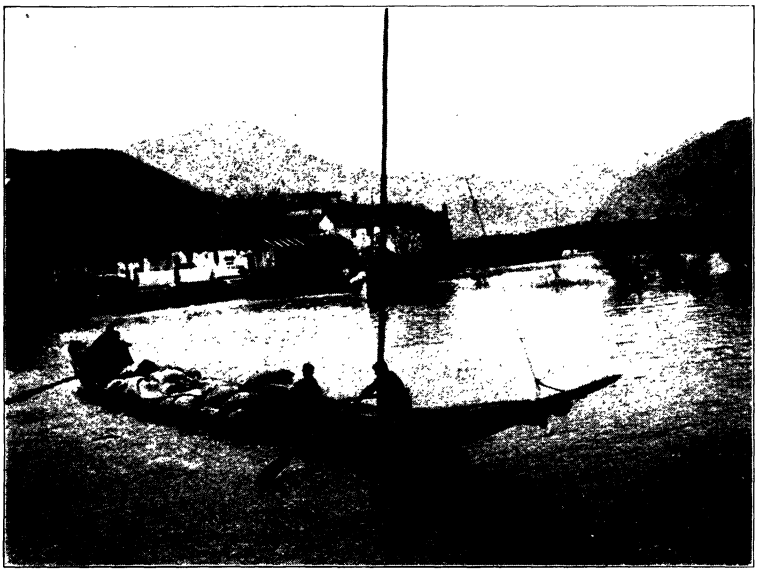
Vielleicht erbarmt sich eines Tages Väterchen Zar des kleinen Montenegro und er baut zum Lohn für die wackeren Taten des Türkenkrieges alle die ersehnten Hallen und Häuser von Neu-Antiwari fein säuberlich hier an das Gelände der Adria auf seine Kosten. War doch bisher der Russenkaiser für das Ländchen immer so ein heiliger Nikolas und schenkte heute Kanonen, morgen Gewehre, in einem Monate Munition und im nächsten einen anständigen Sack mit Bargeld. Denn Montenegro ist Rußland eine recht wichtige Kaserne an den

Ufern des Adriatischen Meeres, in der seit fünf Jahren mit einer Jahressubvention von 1 Million Rubel russische Militärinstrukteure den Kindern dieses mittelalterlichen Soldatenvölkchens moderne Kriegsführung beizubringen trachten, damit im Falle eines österreichisch-russischen Kampfes Montenegro der Donaumonarchie zum ernsthaften Gegner werden kann.

Wer die geographische Lage von Antiwari und die Naturgestaltung der Reede und des Talbeckens mit seinem stolzen Bergring in Betracht zieht, der muß zugeben, daß es keinen günstigeren Boden für ein wirtschaftliches Neuschaffen gibt und auch landwirtschaftliche Herrlichkeiten dieser Seestadt den Kranz der Schönheit aufdrücken würden. Nur 600 bezüglich 520 km liegt Antiwari südöstlich von Triest und Fiume, nur 210 bezüglich 180 km trennen es von Bari und Brindisi, den beiden Hauptstädten des gegenüberliegenden süditalienischen Gestades. Bei geeigneten Verbindungen vermag Antiwari ein nicht unbedeutendes Hinterland zu beherrschen, so vor allem das nördliche Albanien, ganz Montenegro und im Ssandjak das Quellengebiet des Lim- und Ibarflusses. Durch das breite Seebecken von Skutari, das nach Norden und Süden weit in montenegrinisches und albanisches Land hineinreicht, gibt die Seeschiffahrt dem Absatz der hier eintreffenden Erzeugnisse ansehnlichen Spielraum. Montenegro glaubte daher seit einem Jahrzehnt, daß sein serbischer Bruder im Norden den Hafen von Antiwari für seine Wünsche, in unmittelbare Beziehungen mit der Adria zu gelangen, als geeignetes Ausfallstor benutzen und so diese Stelle zum Endpunkt der Donau-Adriabahn wählen werde.

Spät erst hat Montenegro den Wert der Überlassung der prächtigen Bai von Antiwari erkannt, die durch die Groß-

mächte gelegentlich des Berliner Kongresses ihm zugesprochen wurde. Erst vor einem Jahrzehnt ging man ernstlich daran, in Ermangelung eigener Kapitalien und eigenen Unternehmungsgeistes hier fremder Arbeit eine Stätte zu gewähren. Die Verschwägerung des montenegrinischen und des italieni-



Das Fischerstädtchen Wirbasar am Skutarisee.

schen Königshauses hatte lebhaftere Beziehungen geistiger und wirtschaftlicher Natur zwischen beiden Ländern zur Folge. So fielen einer „Compagnia di Antivari" mehrere wichtige, eng ineinander greifende Rechte zu: die Erbauung eines Hafens und die Errichtung einer Freihandelszone, der Bau einer 42 km langen Bahn über das Rumijagebirge und die Betreibung der Dampfschiffahrt auf dem Skutarisee.

Daß die Arbeiten der italienischen Gesellschaft, die bisher einen Aufwand von acht Millionen Franken verursachten*), mit großem Eifer und Geschick ausgeführt wurden, läßt sich nicht gerade behaupten. Im Jahre 1904 wurde der Vertrag zwischen der montenegrinischen Regierung und der Compagnia di Antivari abgeschlossen und am 10./23. März 1905 fand unter großem Gepränge die Einweihung der Hafenarbeiten in Anwesenheit des Königs statt. Laut Vereinbarung sollten die Arbeiten am 1. Mai 1906 begonnen und am 1. Juli 1909 beendet sein. Die Eisenbahnlinie wurde zu diesem Termin auch dem Betriebe übergeben, nicht aber die Hafenarbeiten, die auch heute noch nicht bis zu der im Vertrage vorgesehenen Vollendung gediehen sind. Anstatt eines hakenförmigen, 300 m langen westlichen Hafendammes, der Schiffen bis zu 7 m Tiefgang den nötigen Schutz bieten sollte, ist nur eine nördliche, geradeaus ins Meer hinausgehende erheblich kürzere Digue fertiggestellt. Wer Lokomotiven und Wagen betrachtet, fühlt sich angesichts des unmodernen und unschönen Materials auf die jämmerlichste Provinzbahn Süditaliens versetzt. Nach drei Richtungen hin greift der Schiffsdienst auf den Skutarisee von Wirbasar aus: nach Rijeka behufs Verbindung mit Cetinje, nach Plawnitza zur Herstellung des Verkehrs mit Podgoritza und nach Skutari, das Nordalbaniens wichtigstes Eingangstor darstellt. Die beiden Dampfer, die diesen Verkehr zu bewältigen haben, zeichnen sich weder durch gefälligen Ausmasse noch durch Pünktlichkeit aus. Die verhältnismäßig erhebliche Zahl der Beamten macht sich durch Rede und Gebärde breiter,

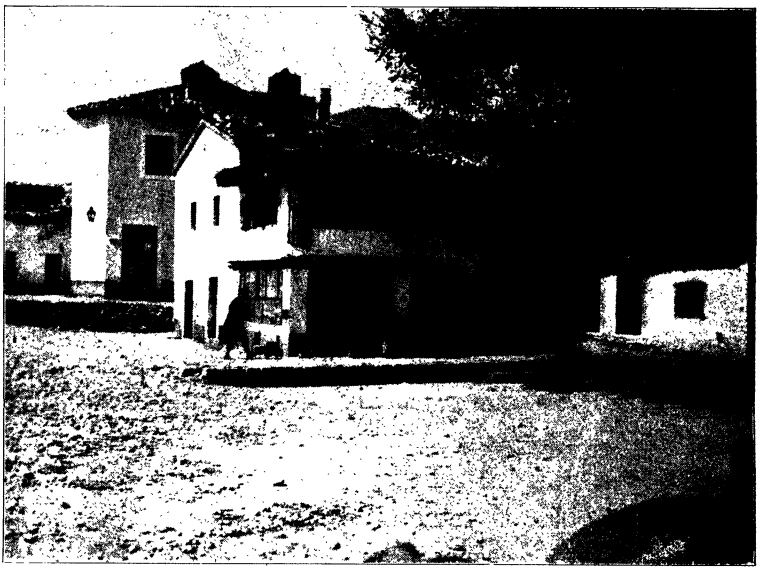
* Das ursprüngliche Kapital betrug 4 Millionen; später fand bei der Banca di Milano eine Anleihe von 4 Millionen statt. 2—3 Millionen dürften für die Hafenbauten noch nötig werden.

als dies das Taktgefühl im fremden Lande gemeiniglich vorschreibt.

So hat die Antiwari-Gesellschaft in Montenegro keine großen Sympathien errungen. Die Äußerungen, die ich von montenegrinischer Seite über ihre Wirksamkeit höre, sind recht kräftig und unzweideutige. Freilich der Montenegriner, der selbst bei weitem noch nicht imstande ist, ähnliche industrielle Taten aus eigener Kraft ins Leben zu rufen, sieht bei seinem stark ausgebildeten Mißtrauen in jedem fremden Unternehmer gar zu leicht einen unberufenen Eindringling, von dem er glaubt, nur Übervorteilung zu erfahren.

Der seinerzeit mit der Regierung geschlossene Vertrag berechtigt die Gesellschaft zum Weiterbau der Bahnlinie bis nach Podgoritza sowie nach Danilowgrad ins fruchtbare Tal der Seta. Französische und russische Kapitalisten haben Montenegro kürzlich angeboten, eine Bahn von Cetinje über Rijeka nach Podgoritza und weiter durch das Tal der Moratscha aufwärts zum oberen Lim an die Grenze des Ssandjak zu führen. Die italienische Gesellschaft, die sich durch solche Bestrebungen benachteiligt sieht, machte alsbald der montenegrinischen Regierung ihrerseits für die Weiterführung der Bahn nach Norden und Nordosten recht günstige Angebote, indem sie auf jede Kilometergarantie verzichten will. Die montenegrinische Regierung möchte am liebsten die Routen, soweit sie der italienischen Gesellschaft noch nicht konzessioniert sind (also Danilowgrad—Niktjitsch und Podgoritza—Kolaschin—Trebtza), durch die französisch-russische Gruppe gebaut sehen. Ob die Bahn Antiwari-Wirbasar wirklich das Glied einer Donau-Adriabahn werden wird, kann erst die Zukunft lehren. Geschieht dies, so müssen auf der bisher erbauten Strecke ohne Zweifel

manche tiefgreifende Verbesserungen geschehen, um diese Linie über die Natur einer schmalspurigen Schleppbahn hinauszuheben, die jetzt nur den allereinfachsten Verkehrsansprüchen Genüge zu leisten imstande ist.



Straße in Wirbasar.

4. November.

Mein Verweilen in Antiwari will länger währen, als ich mir gedacht. Freilich ist Landschaft und Klima gar herrlich und gibt die Verbindung mit Sutomore, dem letzten Postort Süddalmatiens, sowie mit Süditaliens Hafen Bari, wohin gefällige Hände infolge der regen Dampferverbindung (zweimal wöchentlich) ein paar Briefe zu befördern gern bereit sind, bequeme Gelegenheit, der Pflicht als Kriegsberichterstatter zu genügen.

Der Umständlichkeiten montenegrinischer Zensur ist man also im Notfall überhoben. Doch es lockt mich auf albanischen Boden nach Skutari, wo die montenegrinische Armee von Tag zu Tag einzuziehen hofft. So bin ich denn, wenn ich nicht zu Pferd oder zu Wagen durch die Umgebung streife, auf die Bilder und Menschen angewiesen, die sich hier im Grand Hotel Marina bieten.

Immer und wieder lockt die Betrachtung der tausend Einzelheiten des groß und weitzügig sich entwickelnden landschaftlichen Panoramas, das sich dem Beschauer von der Hotelterrasse aus bietet. Am Wellensaum hebt sich ostwärts in der Tiefe der Bucht ein schmaler steiniger Strand; hinter ihm liegen graugrüne versumpfte Wiesen, vereinzelt von hellen schmalen Rechtecken kleiner Landhäuser unterbrochen. Auf den sanft abfallenden Hängen und den zahlreichen Terrassen zeigen sich dichtbuschige dunkelgrüne Olivenhaine. Dürftiges Eichengebüsch klammert sich an die steilen Lehnen des weit geschwungenen Bergzirkus und darüber entwickeln sich die vegetationslosen nackten Rücken der Gebirgsketten.

Oberhalb des Häuserhaufens von Alt-Antiwari ragt massig und breitnackig bis zu 1593 m die Haupterhebung des langgestreckten Rumijagebirges auf. Im Norden sieht man die schmalen Taleinschnitte, durch welche die Eisenbahn zum Sutormanpasse emporsteigt. Gerade auf der Grenze österreichischen und montenegrinischen Gebietes erhebt sich aus den nordwestlich bis Cetinje streichenden Bergen die breite Stirn des Wrschuta (1183 m). Aus den gewuchtigen Bergreihen des Hintergrundes schieben sich senkrecht gegen die Steilküste zahlreiche Bergkulissen vor, jede eine schmale Halbkreisbucht umfassend, aus der wie weiße Lichter die Hausreihen

einer Dorfschaft herausblinken. Einzelne Felsenmauern, die jäh zum Strande abfallen, zeichnen mit ihren nackten weißen und gelben Kalkschichten grelle Kontraste zum Tiefbau des Meeresspiegels. Es sind typische Fjordbilder, die sich vor mir auftun. Geradezu zum Greifen nahe liegt in der klaren Atmosphäre die nur 4 m entfernte Bai von Spizza, die, in österreichischem Besitz, den Montenegrinern ein arger Dorn im Auge. Wie eben die österreichische Torpedobootflotille in langer schmucker Reihe herandampft, sich der Mitte der Bucht von Antiwari nähert und dann im eleganten Bogen nach Spizza zu wendet, zeigen die Mienen der montenegrinischen Zuschauer alles andere als freudige Bewunderung ob dieses kleinen militärischen Schauspiels.

* * *

5. November.

Das Hotel hat sich mit allerlei interessanten Gestalten gefüllt; sowohl der Orient wie der Okzident ist reich vertreten. Da ist ein griechischer Militärarzt, der bis vor zehn Tagen in einem Regiment zu Ipek in Albanien diente, von seinem Posten entwich und nun den Montenegrinern mit seinen ärztlichen Künsten aufwartet. Er erzählt, welcher politischer Parteihader unter den Offizieren der Ipeker Garnison herrschte, und daß diese inneren Zerwürfnisse einen guten Teil der türkischen mangelnden Kriegsbereitschaft herbeiführten. Von Zeit zu Zeit erscheint ein albanischer christlicher Kaufmann aus Skutari, weißhaarig und mit großer Hakennase, der, um sein teures Leben nicht aufs Spiel zu setzen, sich hierher rettete. Er will, da er Grund und Boden in Skutari besitzt, gleich hinter den Montenegrinern wieder dort einrücken. Er hat

auch seine hübsche jugendliche Ehehälfte mitgebracht, die er wohl aus Bangigkeit um ihren alleinigen ehelichen Besitz niemals mit an die Hoteltafel führt. Des Nachmittags aber kann man ihn langsamen Schrittes mit ihr am Strande sich ergehen sehen. Sie trägt das faltenreiche (der Mohammedanerin halb entlehnte) Gewand christlicher Albanerinnen aus Skutari mit den eigentümlich bunten Ballonhosen, die die innere Seite der Wade und die sie bekleidenden roten Strümpfe freilassen. Sie ist eine kleine runde appetitliche Frau von orientalischer Schönheit, nämlich mit Vollmondgesicht und braunen träumerischen Mandelaugen.

Skutari. Straße im Christenviertel.

Aus Podgoritza sind nunmehr alle Kriegskorrespondenten eingetroffen. Die Zahl der Italiener hat sich sogar vermehrt, hinsichtlich der Qualität aber nicht verbessert. Nicht nur die großen Zeitungen wie Secolo, Messagero und Tribuna sind vertreten, sondern sogar Provinzblätter zweiten und dritten Ranges. Die meisten italienischen Journalisten sind aus Tripolis gekommen, von woher bei bestem Willen keine italienischen

Schlachten und Erfolge mehr zu berichten waren. Es ist nicht nur das Interesse für den Schwiegervater ihres Königs, das die italienische Presse gegenwärtig bekundet. Die Entwicklung der Dinge an der Ostküste der Adria greift tief in Italiens imperialistisches Programm.

Die Herren Italiener von der Presse — der Älteste zählt 27 Jahre — sind hinsichtlich der Landeskunde der Balkanhalbinsel von jugendlicher Unbefangenheit; die wenigsten besitzen hinlängliches Kartenmaterial zur Beurteilung der kriegerischen Ereignisse . . . aber das hindert sie nicht, ellenlange Telegramme mit prächtiger Einzelmalerei der Geschehnisse für einige Hundert Kronen täglich in die Heimat zu senden. Schweigt der offizielle montenegrinische Nachrichtendienst, so muß eben die Phantasie gebührend nachhelfen. Aber im Grunde ist das nicht ihr Verschulden. Italiens Zeitungsleser verlangen eben reich gewürzte Kost. Wer Italiens Presse einmal zur Hand nimmt, findet die einzelnen Nummern von langen aufregenden Telegrammen über inländische und ausländische Tagesereignisse zu zwei Dritteln gefüllt, deren Stoff im wesentlichen die Auslandsberichterstatter zu liefern haben.

Ein vorzüglicher, stark satirisch veranlagter Plauderer ist der Chefarzt der Abteilung des englischen Roten Kreuzes, der von seinen Fahrten in allen Zonen gern etwas zum besten gibt. Nach seiner Meinung gibt es nur drei große Kulturnationen auf der Welt, die sie unter sich aufteilen müssen: die Engländer (an erster Stelle natürlich), die Franzosen und Deutschen. Letztere würden nach seiner Überzeugung weiter voran sein, namentlich in den Erdenstrichen, wo es zu kolonisieren gibt, wenn sie nicht als Fanatiker der Gerechtigkeit und des

Idealismus so „damned fools" wären. Seine Beobachtungen auf Samoa hätten ihm gezeigt, was für schön und edel ausgedachte Paragraphen Deutschland den Eingeborenen aufhalse, die ein Hohn auf ihre Psyche seien. England regiere, indem es sich durchaus auf die Kindlichkeit und Eitelkeit seiner Schützlinge stütze, und mache dabei vortreffliche Geschäfte. Die eingeborenen Fürsten lasse man nach ihren Sitten und Gesetzen schalten, gebe ihnen zur Dekorierung ihrer Würde auch wohl einmal ein ungefährliches Kanönchen, viel bunte Zieraten und hinlänglich „money". — Der einzige richtige Gradmesser für kulturelle Fähigkeiten sei die Sauberkeit, vor allem der Zustand des W. C. In Spanien und Italien und Rußland herrschten da Sitten, die der Beschreibung spotten. Länder, in denen man nicht einmal verstehe „to ch . . . cleanly", könnten nimmermehr Kulturträger sein und werden.

Erregte Redekämpfe spielen sich oft an den Tischen der Beamten der italienischen Handelsgesellschaften ab. Insbesondere die Albaner und Montenegriner liegen sich da in den Haaren. Ein junger, besonders selbstbewußter Montenegriner, der sich schon als künftiger Amtshauptmann im eroberten Albanien sieht, will am Charakter der Albaner, die ungebildet, bestechlich, käuflich, überhaupt von niedrigen Instinkten, wenig Gutes lassen. Von seiten der Albaner bekommen die Montenegriner dann als Antwort nicht gerade das Schmeichelhafteste zu hören. Daß sie in Rußlands Solde stünden, nicht ernstlich zu arbeiten verstünden und faule Tagediebe seien, wird möglichst derb in solchen Fällen unterstrichen.

Im Grand Hotel Marina lerne ich auch den Direktor der stolzen Neugründung der montenegrinischen „Banque Natio-

nale“ kennen. Es ist ein Kroate aus Agram, dem die Kenntnisse der serbischen Sprache bei seinem schweren Amt gut zustatten kommen sollen. Montenegro, das auch seine wirtschaftliche Größe nach Erhebung zum Königreiche dartun wollte, glaubte im Ländchen selbst das Kapital für seine „Banque Nationale“ (mit dem Hauptsitz in Antiwari und Zweigniederlassungen in Cetinje, Podgoritza und Dulcigno), nämlich ganze 2 Millionen Kronen beschaffen zu können. Aufzubringen waren aber bisher nur 200 000. Der Krieg hat das Abbrechen der bisherigen dürftigen Geschäfte zur Folge gehabt. Da die Regierung dem Direktor für die Dauer des Krieges nur die Hälfte des Gehaltes aussetzen will, so wird er in den nächsten Tagen Montenegros Staub von den Füßen schütteln.

Angenehme Plauderstunden verbringe ich im Heim des österreichischen Konsuls von Antiwari, dessen liebenswürdige Gattin eine aus Zara in Dalmatien stammende Italienerin ist. Der Konsul Ledinegg, (ein geborener Grazer), spricht geläufig Italienisch, Serbisch, Türkisch, Albanisch. Einen kleinen albanischen Sprachführer hat er bereits herausgegeben und ein fertig liegendes verdienstliches größeres albanisches Konversationsbuch, besonders für praktische Zwecke der Konsularbeamten, Forscher und kaufmännischen Reisenden bearbeitet, harrt noch des Verlegers. Ursprünglich Offizier, bringt er seinen Aufgaben auf der Balkanhalbinsel auch das nötige militärische Verständnis entgegen, und frühere amtliche Tätigkeit in Mitrowitza und Salonik trugen ihm manche wertvolle Erfahrung ein.

Im Mittelmeergebiet verfügt unser Deutsches Reich noch nicht über allzu viele, für ihre Stellungen ähnlich geschulte Kräfte. Es herrscht bei uns das wenig nachahmenswerte

System, die Konsularbeamten bald hier, bald dorthin zu entsenden, heute in die Alte, morgen in die Neue Welt, heute nach dem näheren, morgen nach dem ferneren Orient. So bleibt ihnen bei diesem ständigen Wechsel des Arbeitsbereiches eine tiefere Kenntnis von Sprache, Land und Volk meist versagt. Um wie vieles vollkommener würde sich im Auslande das Wirkungsfeld eines deutschen Konsuls gestalten, wenn schon seine Vorbildung einer bestimmten Kulturzone angepaßt wäre, innerhalb derselben sich seine künftige Betätigung abzuspielen hat. Und die Befähigsten unter ihnen vermöchten später daheim im Ressort des Auswärtigen Amtes die geeignetsten Dezernenten für diejenigen Fragen auswärtiger Politik abzugeben, die nach jenen ihnen wohl vertrautem Spezialgebieten ihr Ziel nehmen will.

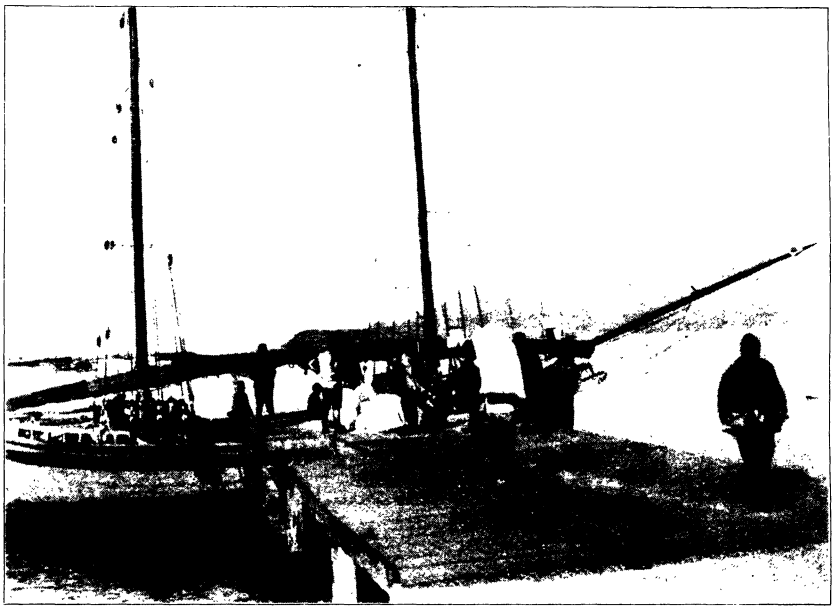
* * *

6. November.

Heute werden 3000 türkische Gefangene, die von Podgoritza und Wirbasar her unterwegs sind, erwartet. Ihre ansehnliche Gesamtzahl von 5—6000 macht dem Lande genügend zu schaffen. Es kostet schon Mühe, die im Felde stehende Armee von 20000—25000 Mann zu ernähren. Namentlich an Brot ist Mangel . . . habe ich doch selbst oft Schwierigkeit, solches gegen teures Geld zu kaufen, wenn ich auf eine mehrtägige Streife ausziehe. Nun heißt es, außer der Armee gar ein paar Tausend fremde Mäuler stopfen. Je einige Hundert Gefangene sind nach dem Inneren, nach Kolaschin, Niktjitsch, Cetinje gebracht worden, wo sie zu nützlichen Arbeiten, so zum Straßen- und Barackenbau, verwandt werden. Jetzt will Griechenland den Montenegrinern die Verköstigung einer er-

heblichen Zahl abnehmen. Jene 3000 sollen also in den nächsten Tagen von hier aus mittels eines griechischen Dampfers nach Korfu gebracht werden.

Langsamen Schrittes kommt gegen neun Uhr morgens die



In der Bai von Antiwari. Türkische Gefangene bei der Ausladung von Mehl aus einem griechischen Segler. Im Hintergrund die Berge, welche die Bucht von Spizza nördlich umrahmen.

Schar heran, von ernst dreinschauenden montenegrinischen Kriegern geleitet. Sie sind die ganze Nacht über von Wirbasar her unterwegs gewesen. Einzelne hinken barfuß oder in zerrissenem Schuhwerk daher. Sie machen mit wenigen Ausnahmen einen herabgekommenen, trostlosen Eindruck. Wenige zeigen Haltung und Selbstbewußtsein. Viele marschieren Arm in Arm

gefaßt, mit jener kindlichen kameradschaftlichen Vertrauensseligkeit, wie man sie oft bei türkischen Truppen beobachten kann. Auffallend sind die kleinen Staturen der Asiaten; neben den hochgewachsenen Montenegrinern von kerzengerader Haltung erscheinen sie noch kleiner und untersetzter.

Alle möglichen Völkertypen, Albaner, Rumelioten, Kleinasiaten, Araber sind unter ihnen. Einigen steht der Haß in Augen geschrieben; aber die große Mehrzahl zeigt doch eine erschreckende Stumpfheit und Starrheit. Geht vielen von ihnen wohl das Ringen auf der Balkanhalbinsel zu Herzen und Nerven? Ein echtes Vaterlandsgefühl eint im osmanischen Reiche schwerlich alle Kinder verschiedener Zonen. Hat der Kleinasiate von der Hochebene oder der Araber von Aleppo oder Basra etwa ein tieferes Interesse an dem Erhalt oder Verlust von Skutari oder eines anderen Stückes von Albanien, das hier die christlichen Balkanstaaten an sich bringen wollen?

In langen Reihen setzen sich die Gefangenen am Hafenkai mit untergeschlagenen Beinen am Boden nieder, der Brotausteilung wartend. Mehrere Gefangene, die ich anrede, zeigen sich recht einsilbig. Zwei bekennen sich als Anatolier, einer als Syrier. Weiteren Fragen gegenüber bekunden sie offensichtliches Mißtrauen; daß jemand hier an ihrem Los und Teilnahme hegt, will ihnen wohl unwahrscheinlich vorkommen.

Eine Fahrt nach Alt-Antiwari.

31. Oktober.

Der Gouverneur hat mir feierlichst Erlaubnis erteilt, ich darf mit meinem Besuche von „Stari-Bar", wie die Montenegriner Alt-Antiwari nennen, auch die Besichtigung des Kastells verbinden, das auf der die Stadt überragenden Felsenterrasse thront. Da dort bedeutende Munitionsvorräte aufgestapelt sind, ist der Zugang des Bergfelsens mit seinen harmlosen, im romantischen Verfall stehenden alten Festungsbauten nur mit behördlicher Genehmigung gestattet. Als Ehrengarde gibt man mir den Polizeichef von Antiwari und einen jungen, aus Paris vor wenigen Tagen eingetroffenen Studenten der Rechte, der sich überaus gern französisch sprechen hört und sich in höflichen Redensarten erschöpft.

Nordostwärts fährt mein Landauer auf der hinter Prischtan langsam ansteigenden Landstraße, deren Kreidestaub uns der kühle Ostwind ins Gesicht bläst. Rechts am Ausgang des Ortes liegt das Gebäude der italienischen Tabakgesellschaft, die hier ihre zur Ausfuhr bestimmten Vorräte aufstapelt. Ihre Wirksamkeit haben wir schon in Podgoritza kennen gelernt. Gegenwärtig benutzt das englische Rote Kreuz die stattlichen Räume als Hospital. Meinem Polizeichef sind die Geschäfte dieser Gesellschaft nicht zu Herzen. Er behauptet, dieselbe bringe den vorzüglichen montenegrinischen Rohtabak aus dem Lande hinaus und führe nach Montenegro fast ungenießbare, mit schlechtem italienischen Tabak vermischte, zu Zigaretten verarbeitete Ware zurück.

Links, unweit des Weges, der zum gefälligen, von Kronprinz Danilo erbauten, parkumzogenen Lustschlößchen Topo-

litza führt, taucht ein Landhäuschen auf, das der Sitz des türkischen Konsulats war. Der Flaggenmast ist zur Hälfte gebrochen, das Haus steht leer. Einige zerschlagene Fensterscheiben zeigen den Erfolg kindlicher Kundgebungen. Im allgemeinen jedoch sind die im Lande ansässigen Türken, deren Schutz nach Ausbruch des Krieges die deutsche Gesandtschaft zu übernehmen hatte, unbehelligt geblieben. In Antiwari hatten die türkischen Untertanen auf die Fürsorge des österreichischen Konsulats gerechnet, da dieses ja die deutschen Reichsinteressen vertritt. Aber der österreichische Konsul bekundete für diese peinliche und für Österreich-Ungarn entschieden unvorteilhafte Auslegung des deutsch-österreichischen Verhältnisses begreiflicherweise keine starke Neigung.

Die zu beiden Seiten die Landstraße begrenzenden Höhen füllen sich allmählich mit Olivenbäumen. Und mit jedem Schritt, den wir aufwärts uns bewegen, gruppieren sie sich dichter und werden die Stämme mächtiger. Ein Olivenwald entfaltet sich von wunderbarer Pracht und Üppigkeit, wie ich ihn nie zuvor gesehen, weder in der Mittelmeerzone Nordafrikas noch in der Syriens und Kleinasiens. An tausend Jahre müssen diese Stämme bereits alt sein. Einzelne sind hohl bis zu Manneshöhe und tragen doch breite Astkronen. 1—$1^1/_2$ m dick sind die mächtigsten der Stämme; von zahlreichen runden Astringen ist ihre Rinde durchlöchert, so daß es den Eindruck erweckt, als hätten sich Kugelsalven hier eingebohrt. Erst in der Höhe von 3—4 Metern sendet der Baum seine üppigsten Äste aus, die sich mit denen seiner Nachbarn verschlingen und so einen Dom von blassem Silbergrün ausspannen, den die Sonnenstrahlen zitternd durchtasten.

Ich bin vom Wagen gestiegen, und durchmesse stumm und

langsamen Schrittes ein Stück dieses verwilderten Haines, dessen ersten Schößlinge wohl die Venetianer gepflanzt haben. Eigentümlicher Schauer und stille Andacht kommen über mich. Der Griechen Göttin Athene war der Ölbaum heilig. Ich begreife heute zum ersten Male, warum gerade der Ölbaum

Der tausendjährige Olivenhain bei Alt-Antiwari.

ihr geweiht war. Solche göttliche Kraft und solchen märchenhaften Dämmerzauber, wie hier sich entfalten, atmen unstreitig die ehrwürdigen Olivenhaine, die einst auf griechischem Boden um die Tempel der Athene sich zogen.

Mein Begleiter, der Polizeichef, ist ein Hüne an Gestalt. Er mißt sicher zwei Meter; denn mich selbst, der ich auch

über die anständige Höhe von 1,88 m verfüge, überragt er fast um Haupteslänge. Dabei ist er schlank und sehnig und in Haltung und Bewegung von graziöser Gewandtheit. Unleugbar haben jahrhunderte lange Kampfesübungen und rauhes Gebirgsklima hier einen hohen Menschenschlag herausgezüchtet, wie er in den Nachbarlandschaften nicht derartig heimisch ist. Auf seinen äußeren Menschen hält der Polizeichef entschieden. Denn von erlesenem Gold ist die Zier seiner roten Weste und von erwählter Farbe das matte Grün seines weiten Überrockes. Da vermögend und von guter Familie, wurde er zum Abgeordneten von Antiwari gewählt, als der König vor drei Jahren seinem Lande eine Verfassung gab.

Bald entpuppte sich mein strenger Polizeichef trotz seinen ernsten Mienen und seiner soldatischen Grandezza als höchst friedfertigen Gemütes. Auf meine schüchterne Bemerkung hin, daß er in Uniform an der Front eine herrliche Erscheinung wäre, entgegnete er, der König selbst habe ihm ein Verwaltungsamt für die Kriegszeit übertragen, denn er sei serbischer Dichter — sein Leben also kostbar, war wohl der unausgesprochene nötige Zusatz — und er diene durch seine nationalen Lieder der Nation. Erst kürzlich habe er ein Buch „Stari motivi“ („Alte Motive“) herausgegeben, das volkstümliche Epenstoffe behandelt. Und er zitiert aus seiner Ballade „Lazar“ die erste Strophe:

„In der Hütte an des Dörfchens Ende
Zucken rot des Herdes letzte Brände,
Auf den nackten Fliesen, müd vom harten Streite
Schläft der Berge Held Lazar . . . an seiner Seite
Seine Büchse, deren Donner an den Riffen
Drohend widerhallt, ein Messer scharf geschliffen,
Und ein Sack daneben, der vom Wege dicht bestaubt;
Drinnen seine Beute — eines Türken blutig Haupt.“

Und jetzt trägt er sich mit neuen kriegerischen Versen, mit denen er ganze türkische Heere vernichtet und seines Volkes Auferstehung preist. Doch ein eigentümliches Völkchen, das montenegrinische, dessen Nerven, auch die seiner Sänger, wie vor Jahrhunderten sich ständig in der Kampfesstimmung spannen, die am Türken sich entzündet. Ist dieser Erbfeind demnächst an seinen Grenzen verschwunden, gegen wen wird sich dann sein streitbegieriges Herz wenden, das eines Gegners nicht entbehren kann?

Eine Biegung des Weges läßt jetzt die Burgmauern von Alt-Antiwari auf breiter, an 40 m hoher Terrasse vor uns stehen. Ein neues Zeichen der in diesem Talkessel mächtig pulsierenden Natur: Lorbeer und Efeu haben die brüchigen Ruinen der alten Feste so dicht verhangen, daß dem Auge kaum mehr sichtbar ist, als eine hohe tiefgrüne Wand von Ästen und Blättern. Die Stadt schmiegt sich mit ihren sauberen, balkongezierten Häusern teils in eine Talspalte, teils klettert sie den mit Fruchtgärten übersäten Hang hinauf, der sich im Westen dem Burgfelsen gegenüber erhebt. Als unser Gefährt vor der steilansteigenden Hauptstraße Halt macht, begrüßen uns zwei Richter des Ortes, die dem Westeuropäer gegenüber in Erinnerung an ihre Belgrader Studien schwelgen. Sie preisen die durch den Krieg entstandene Zusammenschließung der südslawischen Stämme, die ein geistiges Band schon lange verknüpft habe.

In der Hauptstraße, die in Hunderten von Stufen zum großen zinnenbewehrten Festungstor ansteigt, herrscht ein reges Leben, wie es alle Städte des Orients in den frühen Morgenstunden kennzeichnet. Die verschiedensten Trachten mischen sich. Das montenegrinische schwarze niedrige Käppi

mit dem blutroten Deckel taucht neben der schmutzig-weißen kegelförmigen Filmütze des albanischen Landbewohners und dem weißen Turban des mohammedanischen Chodja auf. Der breite düsterschwarze Faltenrock der Montenegrinerin erscheint neben dem blendendweißen Überwurf der Mohamme-

Straße in Alt-Antiwari.

danerin. In den offenen Verschlägen der zahlreichen Kram- und Spezereiläden hängen hier lange Perlenschnüre und grelle gelbe oder rote Kopftücher, dort Speckschnitte, Zwiebeln und an Fäden aufgereihte Kastanien.

Vor dem Festungstor warten einige Soldaten, die in dem Ruinenlabyrint der Türmerstadt den Führer machen sollen.

Über Steinblöcke, die von dem starkbröckelnden Mauerwerk einiger einsam stehengebliebener Hausfronten herrühren, schreiten wir aufwärts. Unweit des Tores streifen wir das Gemäuer eines Turmes mit vergitterten Fenstern. In seinem unterirdischen Verließ sollen sich, wie unsere Führer erzählen, einige

Hausfronten in Alt-Antiwari.

Albaner in Haft befinden, die der Verräterei gegen Montenegro bezichtigt werden.

Wir halten vor dem brüchigen Portale einer ehemaligen christlichen Kirche. Auf dem moosigen Grund vor ihr sind eine Schar Tischler mit Anfertigung von einem Meter hohen und einem halben Meter breiten Holzkisten beschäftigt.

Drei Bretter mit vier runden Höhlungen werden senkrecht der Kiste eingefügt und in jedes der Rundlöcher legt man ein mit ein paar Lumpen umwickeltes Schrapnellgeschoß. Eine Schar von Maultieren steht zum Transport dieser Munition bereit. Auf jeder Seite des Bocksattels wird eine derartige Kiste angebracht; ein Maultier vermag also acht Geschosse zu tragen.

Ein Blick in die weite leere Halle der Kirche, deren getünchte verwitterte Wände noch die Bruchstücke wenig kunstvoll gezeichneter buntbemalter Heiligenbilder zeigen, eröffnet mir, daß diese bis an die Rundung des Dachgewölbes mit Granaten und Schrapnells vollgepfropft ist. Mit geradezu sträflicher Sorglosigkeit gehen die mit der Versendung der Munition betrauten Arbeiter mit dem hier wild aufgeschichteten Material um. Wenn sie die Schrapnells vom Haufen heben, rutschen von oben ganze Reihen nach und schlagen polternd auf das Steinpflaster. Bei einem jemaligen gefährlichen Abrutschen und Aufprallen der Geschosse habe ich das Gefühl, wir fliegen in der nächsten Sekunde samt den Geschossen in die Luft*).

Ein Meer von Trümmern ist es, das wir südwärts durchwandern. Weit größer, als man, von der Tiefe des Tales kommend, es vermutet, ist das Plateau der Terrasse, auf dem rings um die Zitadelle die alte Türkenstadt sich erhob und vordem die Siedlung der Venezianer. Eng sind die Gassen, so eng, daß man mit ausgebreiteten Armen die gegenüberstehenden Mauern berührt. Hier steht noch der leidlich erhaltene, mit Orna-

*) In der Tat ist am 2. November durch Leichtsinn in der Behandlung der Munitionsvorräte eine große Explosion erfolgt, welche die Kirche und ihre nächste Umgebung vollkommen zerstörte.

menten versehene Erkerbau eines Hauses, dort zeigen sich unter einer eingebrochenen Rundkuppel die Nischen und zersplitterten blauen Fayencekacheln eines türkischen Bades. Um jedes Trümmerstück schlingt eine feenhaft aus dem Schutt emporwuchernde Vegetation ihre lebendigen grünen

Alt-Antiwari, von Südwesten gesehen.

Arme. Tod und Leben stehen auf Schritt und Tritt in inniger Vermählung.

Auch das Poetenherz meines Polizeichefs ist von der Romantik des Ortes entzückt und ladet mich zu einem Wettgesange ein, der „Stari-Bar" zum Gegenstande nehmen soll. Die Erinnerung an die ruhmreiche montenegrinische Erobe-

rung des Ortes durch die Türken im Jahre 1877 und die damals unstreitig zahlreich gefallenen Türkenköpfe schwellen sein homerisches Herz. Der von französischer Kultur getränkte Studiosus der Rechte ist hingegen schon bedeutend westeuropäischer angehaucht. Er meint angesichts der noch so eindringlich wirkenden Idyllen türkischer Bäder, daß auch eine kleine Milieuschilderung der hier einst träumenden und schwatzenden Haremsschönheiten einen anziehenden Stoff für einen Lobgesang von Alt-Antiwari abgeben könne.

Jäh fällt gegen Süden und Osten der Felsen ab. Ein Festungstor öffnet sich nach dem tosenden Gebirgsbache, der da unter sich tief in die grauen Kalke eingeschnitten hat. Zur Linken steht die braune Riesenmauer des Rumijagebirges. Deutlich kann man die Struktur der einzelnen dickbankigen Gesteinsschichten erkennen, der bräunlichen Kalke und gelblichen Schiefer, die im spitzen Winkel zur Streichrichtung der Bergkette eingebrochen sind. Nach Süden zu liegen lachende übersonnte Gärten und Auen, und hinter ihnen ragt eine neue trotzige Bergkette auf, der schartenreiche Rücken des Lisin.

Vom Ostwind wird eben der Schall heftigen Geschützfeuers von Tarabosch zu uns getragen, das an das Ende der Türkenherrschaft auf der westlichen Balkanhalbinsel mahnt. Noch vor einem Menschenalter wehte von den Festungszinnen der Türkenstadt, die hier auf dieser Felsenterrasse mit ihrer die Landschaft weit beherrschenden Lage sich erhob, der Halbmond, gehörten die Felder und Dörfer da drunten in den Tälern türkischen Beys. Heute kündet diese Zeit nur noch ein Trümmerfeld, aus dem Staub und Moder entgegenweht. Ehe eine weitere Generation heranwächst, wird ebenso schnell in

Skutari und in den übrigen Häfen der Adria das verlöscht sein, was heute die Türkenherrschaft kennzeichnet. Dies ein deutlicher Beweis dafür, daß hier auf der Scholle der Balkanhalbinsel keine Kultur fällt, die im Lande Wurzeln faßte, sondern von hier nur die Vertreter eines Volkes weichen, die nicht mehr waren, als landesfremde Herren.

Ein Ritt zur Taraboscharmee.

(Vom 28.—30. Oktober.)

Seit acht Tagen dröhnen von weiter Ferne her bis zum Hafenbecken von Antiwari bei einem dem Schall günstigen Ostwinde die Kanonen der Taraboscharmee, die diesen Riegel der türkischen Stellung von Skutari gewaltsam öffnen sollen. Die montenegrinischen Behörden hüllen sich in geheimnisvolles Schweigen darüber, was dort für Ereignisse auf dem montenegrinisch-türkischen Kriegstheater sich abspielen. Jeden Abend wird amtlich die Meldung verbreitet, daß den Tag über eine heftige Beschießung der türkischen Stellungen stattgefunden habe, und daß binnen kurzem die Übergabe der Festung zu erwarten sei. Meine Wünsche, selbst zu sehen und zu hören und von der Lage und Umgebung des zu sagenhafter Bedeutung gelangten Tarabosch mir einen eigenen Eindruck zu verschaffen, werden vom Gouverneur der Provinz Antiwari kopfschüttelnd und mit verbindlichem Lächeln abgelehnt. Die Überschwemmungen, die fünf Tage anhaltende Regengüsse mit sich brachten, hätten die Wege in so furchtbare Verfassung versetzt, daß kein Durchkommen nach dem Tarabosch und der Bojaniederung sei; auch habe General Martinowitsch die Weisung gegeben, keinen Fremdling zu ihm zu lassen.

Der Gouverneur ist ein breitnackiger und untersetzter alter Herr mit hoher Stirn und lebhaften Augen, die natürliche Intelligenz zeigen. Hat er sich doch in vierzig Jahren seines Lebens vom Briefträger zum Provinzstatthalter emporgearbeitet, ein kleines Beispiel der bäuerlichen Kräfte, die in dem jungen Montenegro die Stützen des jetzt so selbstbewußt handelnden Staates bilden.

Da also mit Unterstützung der Regierung die Pilgerreise zum Tarabosch nicht auszuführen ist, entschließe ich mich, bei der Morgendämmerung ohne ihre ausdrückliche Erlaubnis diese Fahrt zu machen. Ich werde eben versuchen, solange vorwärts zu reiten, bis man mich wegen unbefugten Ein-

Eine Abteilung des italienischen Roten Kreuzes bei der Landung in Prischtan (Antiwari).

dringen ins Kriegsgelände anhält. Bin ich im Hauptquartier, so darf ich hoffen, daß General Martinowitsch einem Wanderer, der dem Stern seines militärischen Ruhmes folgt, nicht so schnell den Weg rückwärts weisen wird.

Der Sorge um die Beförderungsmöglichkeiten bin ich überhoben, da ich eigenes Gefährt besitze, einen Kutscher aus

Cattaro, dessen Eigentum die montenegrinische Regierung nicht antasten darf. Pferde und Wagen sind im Lande seit den Tagen der Kriegserklärung nicht um das Dreifache des gewöhnlichen Preises zu haben. Die Regierung hat alles mit Beschlag belegt, dessen sie nur habhaft werden konnte. Auch die Automobile der sonst zwischen Cetinje und Podgoritza sowie Cetinje und Cattaro verkehrenden Linien sind lediglich für die Beamten und die Transporte der Verwundeten bestimmt. Jeder muß also sehen, wie er ein Mittel zum Vorwärtskommen sich für schweres Geld beschafft, wenn er nicht auf Schusters Rappen daherziehen will. Da in dem steinigen und sumpfigen Gelände, das auf dem Marsch zum Tarabosch zu überwinden, mein Wagen ein höchst überflüssiges Möbel ist, heiße ich, die Kutschpferde satteln, was meinem Wagenlenker, einem durchtriebenen Tschechen, ein halb tschechisch, halb deutsch ausgestoßenes großes Gejammer entlockt. Aber seine Behauptung, die Pferde vermöchten unter dem Sattel nicht zu gehen, stellt sich glücklicherweise bald als kecke Unwahrheit heraus. Ja, die Tiere erweisen sich als frühere k. k. Dienstpferde und traben wohlgemut und wiehernd auf der uns bekannten Landstraße nach Alt-Antiwari.

Von dort entsteigt die Straße einem Fruchtbecken, das nur zum Teil die Spur des Pfluges trägt. Eine Bebauung der in Neumontenegro mannigfach vorhandenen Ödländereien hat sich die Regierung bisher wenig angelegen sein lassen. Auch hinter Alt-Antiwari entfalten sich noch die Haine stolzer tausenjähriger Olivenbäume, die bei der Fahrt nach den Festungsruinen unseren Blick fesselten. In dem Talbecken, das sich noch ein Stück nach Osten zieht, zeigen sich auch andere Vertreter der Mittelmeerflora in verschwenderischer

Fülle. Wilde Granaten, dickästige Feigenbüsche und buschige Myrten bilden die Hecken der Gärten, die um die Landhäuser sich ziehen; hohe Pyramiden großblättrigen Lorbeers lehnen sich an die Mauern verfallener Häuser. Und immergrüne Eichen und vereinzelte dunkle Pinien zeigen sich auf den Hängen.

Die gut erhaltene breite Fahrstraße windet sich zu einer Hochfläche empor, die am Westfuße des nacktwandigen Lisin (1380 m) beginnt. Von der üppigen Vegetation verbleibt bald nur der Ginsterstrauch mit seinen mattgrünen langen Stengeln. Vom Chan zu Dobrowoda und von dem ansehnlichsten Steinhause der weiteren Ortschaften, die wir streifen, weht die Flagge des Roten Kreuzes. Kurz hinter Petschuritza verlassen wir die bequeme, weiter nach Dulcigno verlaufende Heerstraße und wenden uns einem schmalen Pfade zu, der in ein steiniges Bergtal ostwärts abbiegt.

Friedlich liegt die goldig übersonnte Landschaft. In dem sich erweiternden Kessel und auf den Hängen stehen die Gehöfte albanischer Dorfschaften. Frauen mit leuchtenden weißen Schleiern stehen in den schmalen Feldern bei der Maisernte. Erst beim Nahen der Grenze im steinigen Tal des Medjuretz — von den Montenegrinern heute schon „stara granitza", das ist „alte Grenze", genannt — beginnen die ersten Zeichen des Krieges: Zersplitterte Fensterscheiben des türkischen Zollhauses, eingefallene Mauern eines „karakol", (einer türkischen Grenzkaserne), verräucherte Trümmer und verkohlte Balken eines Wohnhauses; meist aber sind die Dörfer des eroberten Landstriches unzerstört und ihre Bewohner in reger Tätigkeit.

Was die nach Osten ziehende Straße füllt, sind daher-

wandernde junge und ältere Männer in graugrünen Khakiuniformen, die Flinte auf dem Rücken und volle Patronengürtel um die Hüften.

Einen Tornister trägt keiner. Mit solchen Dingen belastet

Montenegrinische Frauen auf dem Marsche zur Front (am Medjuretzbache auf der Straße Antiwari-Skutari).

sich kein montenegrinischer Krieger. An ihrer Seite schreitet ein weibliches Wesen, Frau, Schwester oder Tochter, ein schweres Bündel mit Proviant und Decken auf dem Kopfe oder dem Nacken. Ja, zwischen diesen, die Lücken der Bataillone füllenden nachrückenden Mannschaften marschieren ganze Reihe von Frauen und Mädchen, in Haufen zu zwanzig,

dreißig und mehr aus den einzelnen Ortschaften des Küstenlandes und der Striche des Skutarisees, welche die Reihen der Taraboscharmee bilden; sie alle sind wie Tragtiere hoch bepackt. Sie ziehen — der Train der montenegrinischen Armee — zu ihren Vätern, Gatten, Brüdern, Söhnen, um ihnen Lebensmittel und alles für den Schutz vor Unbilden der Witterung Nötige herbeizuschleppen ... und viele verbleiben Tage, ja Wochen an der Seite des Gatten. Ein ganzes Volk mit Männern und Weibern nach mittelalterlicher Weise wie zu einem Beutezug über die Grenzen strömend, ist es, das hier Krieg führt, zähe, mit allen Mitteln seiner urwüchsigen Kraft.

Und weiter auf Schritt und Tritt begegnen uns jetzt Bilder des hier sich entrollenden Kriegslebens. Auf einem Maultier ein Verwundeter, der die Schmerzen des zerbrochenen Fußes grimmig verbeißt ... ein Kamerad stützt seine Schulter. Dort auf einer Bahre ein Schwerverwundeter; eine junge blühende Frau schreitet schluchzend daneben. Als sie den Fremden heranreiten sieht, hält sie ein mit Schluchzen und ihre Züge verzerren sich zu einem unnatürlichen Lächeln. Seit zehn Minuten wandert neben meinem Pferde, auch bei rascherem Gange über festeren Boden mit ihm Schritt haltend, ein redseliger Alter. Er erzählt, einen Sohn habe er bei Schipschanik verloren und der zweite, der den tollkühnen, sinnlosen Sturm auf die nördlichen Taraboschhöhen am Skutariufer (bei Sogaj) mitmachte, liege im Spital zu Cetinje mit durch Granatsplitter zerrissenen Armen; sein Aufkommen sei ungewiß. Und ruhig und ohne eine Miene zu verziehen, als etwas Selbstverständliches und Notwendiges berichtet er vom traurigen Schicksal seiner Söhne.

Je tiefer wir aus der steinigen Paßgasse, die im Norden die

langgewölbte Medjuretzka Planina und im Süden die graue Klippenreihe des Muschuragebirges umfassen, zu der Bojaniederung herabsteigen, desto gartenmäßiger wird das Land, desto reicher winken die Maisfelder und Obstbaumhaine, die um die Dorfschaften sich ziehen. An Stelle harten steinübersäten Weges tritt lehmiger und toniger Boden, den die Regengüsse in weichen Brei verwandelt haben. Und alle die zahlreichen Rinnsale, die südostwärts zur Bojana streben, wälzen jetzt schäumende und sprudelnde Fluten daher. Diese zu durchschreiten, kostet den Tieren weniger Anstrengung, als den Morast zu durchwaten, in den sie bis zum Bauch einsinken. Schreiend treiben die Treiber die Esel an, die mit den schweren Munitionskisten auf dem Rücken des öfteren ratlos vor diesem Wasser- und Schlammlabyrinth stillstehen. Und durch dieses schreckliche Gelände hat man auch die schweren Geschütze gegen den Tarabosch nach Muritschan heranbringen müssen!

Montenegrische Kämpfer der Taraboscharmee.

Das Rollen der Kanonensalven wird deutlicher und deutlicher. Jenseits parallel sich ziehender grüner Hügelreihen

taucht von Zeit zu Zeit der braune Rücken des Tarabosch hervor. Unangefochten reite ich an Posten und Ordonnanzen vorüber, die mich mit meinem photographischen Apparat, der in schwarzer Ledertasche mir an der Seite hängt, für einen Medizinmann halten. Dies auch darum, weil ich Anschluß an einen dem Roten Kreuz dienenden italienischen Arzt gefunden habe, der in liebenswürdiger Weise bis zur nächsten Sanitätsstation Katrkol den Führer durch das stark kupierte Gelände macht, für dessen zahlreiche schmalspurige Pfade und die vielfachen schmalen Wellenlinien des Bodens auch die österreichische Generalstabskarte 1: 200 000 keinen genügenden Wegweiser abgibt.

Zwischen graugrünen Oliven winkt jetzt die weiße Flagge mit dem Roten Kreuz. Sie weht über einem schindelgedeckten Bauernhause, das zum Verbandsort eingerichtet ist. Auf dem Altan steht eine weibliche Person, die sich beim Heranreiten als zierliches französisches Dämchen entpuppt, die ihr liebendes Herz in ein rauhes Feldlager zu Samariterdiensten gelockt hat. Eine Anzahl junger schlanker montenegrinischer Helden stehen um sie her und bemühen sich, ihren kargen französischen Sprachschatz an den Mann oder hier besser an die Frau zu bringen. Und die Augen der in ihrer enganliegenden schwarzen schiken Taille und ihrem weißen koketten Häubchen inmitten der wilden Umgebung doppelt verführerisch anmutenden, beweglichen kleinen Französin vagabundieren von einem zum andern und scheinen zu sagen, daß ihnen ein Flirt oder ein Abenteuer gar nicht zuwider ist.

Da den italienischen Arzt, in dessen Gefolge ich bis hierher kam, die Pflicht hier in Katrkol festhält, ist guter Rat teuer, wie ich mich, ohne viel zu fragen und Aufsehen zu machen, zu dem

noch drei bis vier Stunden entfernten Hauptquartier taste. Da naht mein Glück in der Gestalt eines russischen Obersten, der als Militärinstrukteur in Cetinje wirkt und den der artilleristische Zweikampf am Tarabosch zu Martinowitsch ruft. Ich stelle mich ihm vor, erbitte seinen Schutz, den er bereitwilligst mir

Transport von Kanonen zur Taraboscharmee.

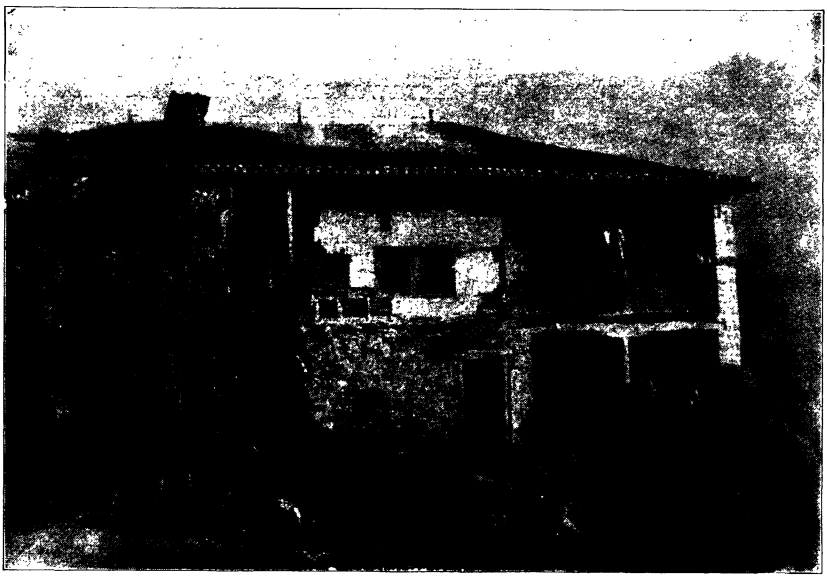
zusagt, und nun geht es, von einem wegkundigen Soldaten geleitet, mit allen Ehren ins Hauptquartier. Denn Landleute und Mannschaften, denen wir begegnen, salutieren die russische Uniform nicht nur mit dem üblichen „dobar dan" oder „dobro doschao" (das slawische „hosch geldinis" d. i. willkommen), sondern mit freudigem „sívio" (Hoch) und „sdravo" (Heil).

Seit sechs Stunden bin ich ohne Imbiß im Sattel und immer neue Hügelreihen und Bodenwellen verlängern unsern Marsch. Zugleich in den breiten Mulden neue Bäche, Flüsse, Schlammseen, Kotmassen. Hier und da ein verendetes Pferd, an dem mein Brauner nur mit Peitschenhieben vorbeizutreiben ist. Und ähnliche, die Nase schmeichelnde Gerüche wie diesen Kadavern entströmen den Karawanen, die mit noch feuchten blutenden Schaf- und Ziegenfellen aus den Truppen lagern rückwärts nach Antiwari ziehen. Die Herden der türkischen Untertanen im eben eroberten Bojanagebiet — in der Mehrzahl Albaner — haben zur Verköstigung des montenegrinischen Heeres vortrefflich beigetragen.

Endlich steht von der letzten Hügelkette aus die montenegrinische Stellung auf einem bebuschten Höhenzuge vor uns. Man hört das Surren der Schrapnells, die über das Ziel fliegen, und sieht die Rauch- und Staubsäule, die sich entwickelt, wenn das Geschoß in den Boden eingeschlagen ist. Und auf der Höhe zucken schmale rote Feuerblitze auf, wenn die montenegrinischen Kanonen antworten. Von Truppenkörpern und Zeltreihen ist nichts zu sehen. Die einzelnen Bataillone liegen in den Hängen zwischen dichten Eichenbüschen sorgsam versteckt. Die Ortschaft Muritschan hat ihre wenigen Häuser am Fuße der Hügellinie auf eine weite Strecke hin verstreut. Jetzt vorbei an einer kleinen, inmitten eines türkischen Friedhofes stehenden Moschee, deren Inneres mit Matratzen und Decken für Verwundete vollgestopft ist, eine Anhöhe ein paar hundert Schritte hinauf, und wir stehen vor dem Hauptquartier. Dasselbe ist im oberen Stockwerk eines dürftigen Bauernhauses aufgeschlagen, an dessen zum Teil

abgebröckelten Lehmwänden die nackten Holzrippen sichtbar werden.

Vierzig oder fünfzig Soldaten hocken am Boden, das Gewehr zwischen den Beinen; einige höhere Offiziere mit



Das Hauptquartier des General Martinowitsch bei Muritschan. Auf den Höhen im Hintergrunde die Artilleriestellungen der Montenegriner zur Beschiessung des Tarabosch.

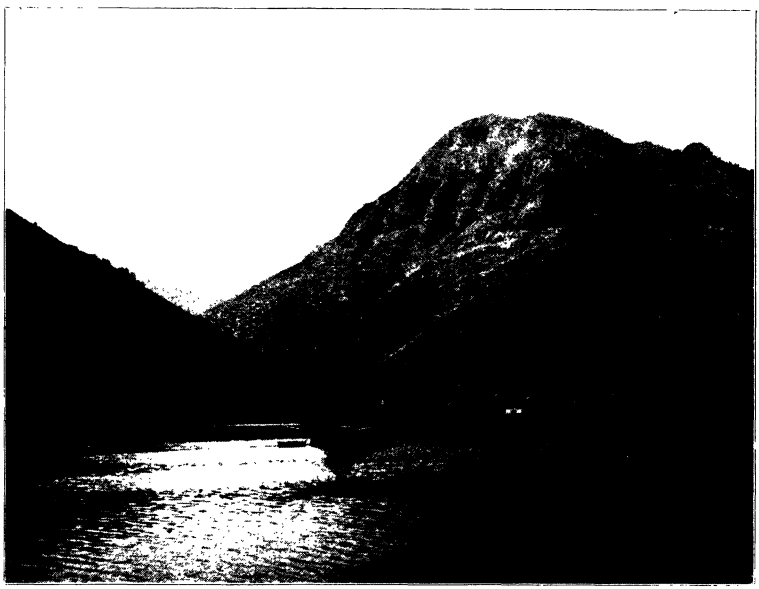
russischen Dekorationen auf der Brust unterhalten sich angelegentlich, und ein paar Graubärte in bunter montenegrinischer Kleidung und mit einem Arsenal von Waffen im Gürtel kochen sich auf einem Holzfeuer zwischen einigen Steinen einen Kaffee. Ein Offizier fragt nach meinem Begehr. Er nimmt meine Karte, um sie General Martinowitsch zu bringen,

und kehrt mit der Nachricht zurück, daß derselbe augenblicklich im Telegraphenzimmer beschäftigt sei, mich aber nach einer halben Stunde empfangen werde. Inzwischen aber solle ich ein Stück zurückreiten, und zwar wenigstens bis zum Fuß des Hügels, da sich hierher schon manche türkische Kugel verirrt habe; und in der Tat, kaum hat er diese pflichtgemäße Warnung angebracht, so explodiert etwa 100 m aufwärts ein Schrapnell, und der eilfertige Lauf einiger Soldaten zur Stelle, da sie eingeschlagen hat, beweist, daß es wohl einige Verwundete gibt.

Eine Stunde später stehe ich vor dem Kommandierenden der Taraboscharmee und kann mich mit ihm auf Italienisch, das er auf Grund seiner in Italien gemachten militärischen Studien ausgezeichnet beherrscht, eine Weile unterhalten. Martinowitsch ist eine große schlanke, ja hagere Erscheinung, mit lebhaften dunkeln Augen und ernsten ruhigen Zügen. Sein gemessenes und sicheres Wesen macht den Eindruck, daß der General Eigenschaften besitzt, die für einen Armeeführer recht wertvoll sind. Nur ein paar Goldtressen auf seiner schon stark abgenutzten Khakiuniform zeigen seinen Rang. Der letzte der von England gekommenen Wärter des Roten Kreuzes ist eleganter als Martinowitsch. Der General betont die Schwierigkeiten, die es gekostet habe, die Geschütze in Stellung zu bringen, was nur durch Wegebauten auf Strecken von je 5—10 km möglich war, und erklärt, daß die Eroberung des Tarabosch kein leichtes Stück sei, auch wohl noch einige Zeit kosten werde. Das schmale Zimmer, in dem wir uns unterhalten, ist schmutzig und verräuchert und dabei so niedrig, daß wir beinahe mit dem Kopf an die Decke stoßen. Und dieser 2 m im Geviert messende Raum dient als Beratungsstätte, Arbeits- und Schlafzimmer.

Ein Adjutant führt mich alsbald auf seinen Befehl in eine

Scheune, in der mir ein Nachtquartier bereitet werden soll. Derselbe meint, es sei zwar nicht sonderlich einladend, aber doch noch besser als dasjenige der Truppen, die in den kalten Herbstnächten auf dem Erdboden schlafen und nicht einmal Feuer



Am Skutarisee. Blick von Wirbasar auf die westlichen Ausläufer der Taraboschkette.

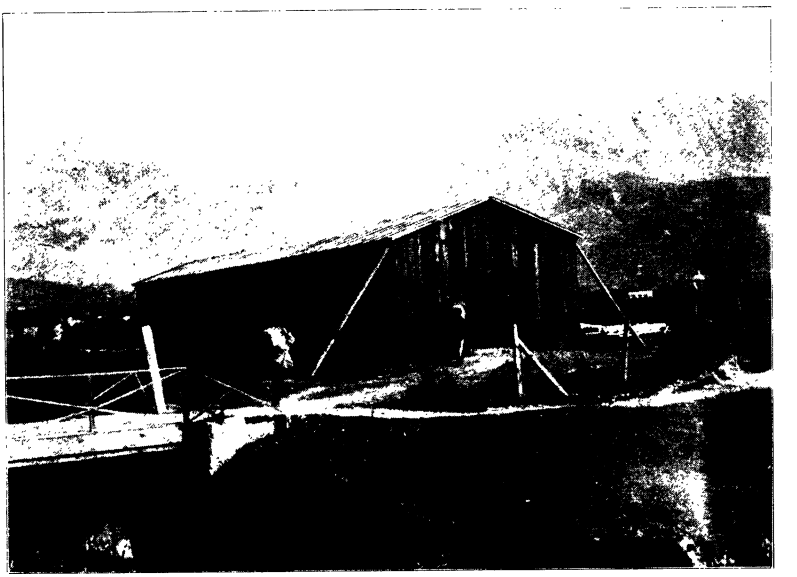
anzünden dürfen, um nicht durch den nächtlichen Lichtschein dem Feinde die Lagerplätze der Truppen zu verraten.

Auf der Erde neben den flackernden Herdflammen steht bald eine Schüssel kräftiger Bouillon und ein Zinnteller mit einem Stück Hammelkeule, der von Martinowitsch gesandte Abendimbiß, für Kriegszeiten ein herrlicher Leckerbissen. Es bringt

ihn ein Soldat, der die Speisen mit wohlgesetzter Rede in englischer Sprache vorsetzt! Meine Verwunderung schwindet, als er erzählt, er habe drei Jahre in einer Mine in Florida gearbeitet. Er verdiente damals vier Dollar täglich, von denen ihm drei als Ersparnis in der Tasche blieben. Lüsternen Auges blickt er auf meinen Fleischteller, dessen Reste ihm als willkommene Beute zufallen. Eine Decke auf dem Heu, in einem Winkel des Stalles aufgelegt, gibt die Lagerstatt, mein Sattel das Kopfkissen. Bald die Kälte, bald die Kanonenschüsse, die alle halben Stunden auf montenegrinischer Seite salvenartig erdröhnen und von den Türken lässig und langsam, wohl aus Gründen der Munitionsschonung, beantwortet werden, wecken mich des öfteren aus unruhigem Schlummer und lassen mich die Tageshelle und Sonnenwärme ungeduldig ersehen.

Dulcigno und sein Küstengebiet.

Verschiedener Natur ist die Gestaltung der Adriaküste, die vom Kap Wolowitza in einer Länge von 100 Kilometern bis zum Kap Rodoni sich erstreckt. Ersteres liegt an der Spitze



Munitionslager in der Ebene von Antiwari.

des südlich das Hafenbecken von Antiwari umrahmenden Bergsporns, letzteres krönt die Westflanke der trotzigen albanischen Gebirgsmauer, die vom Süden her den breiten Dringolf umfaßt.

Das obere, von Norden nach Süden laufende Küstenstück zeigt die Ausläufer einer Reihe von Gebirgsfalten gleicher Streichung (von Nordwest nach Südost), die steil zum Meere absinken. Die Gewalt der Brandungswogen hat die weicheren,

leicht zerstörbaren Schichten der Sandsteine und Schiefer, welche in die Mulden der Faltungen sich betten, stark zernagt, während die härteren Kalke der Sättel dem Wellenprall standhielten. So entstand ein Gestade, an dem in bunten Wechsel schmale Buchten mit spitzen Vorgebirgszungen sich ablösen.

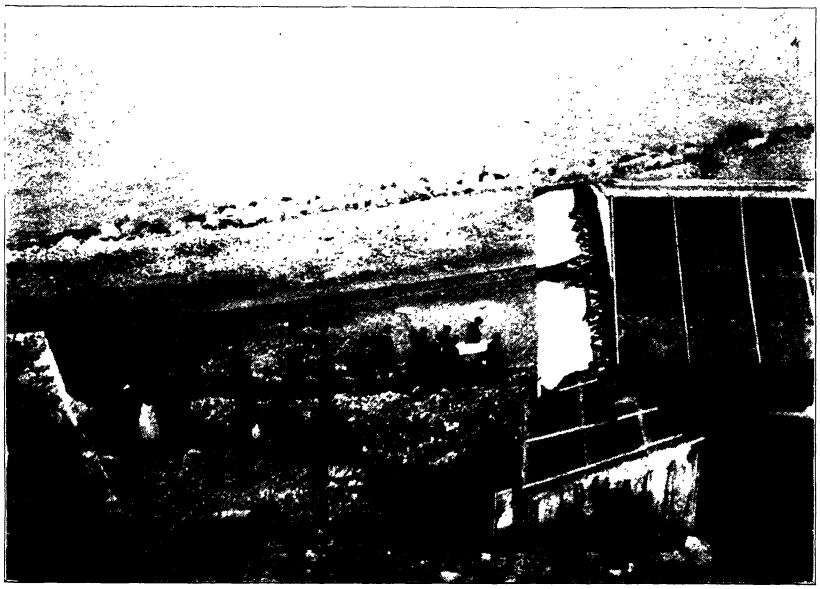
Durchaus anderen Charakter trägt der nach San Giovanni di Medua bogenförmig sich einbuchtende Küstensaum, dem drei wasserstarke Flüsse ihre Senkstoffe zuführen (Bojana, Drin und Mati) und so im Laufe der Jahrtausende eine Schwemmlandebene bis zu 10 und mehr Kilometer Breite schufen, hinter der stattliche Gebirgsketten sich mit jähem Abfall aufbauen.

Von der Bojana zum Drin ziehen sich zwei parallele Bergriegel, welche die Brücke zwischen der montenegrinischen Rumija und dem Albanergebirge schlagen (Mali Barbaluschit und -Renßit). Da, wo der südliche höhere Querrücken von der Bojana durchsägt wird, liegt das kleine Städtchen Belaj, das halbwegs der Straßenlänge Adria—Skutari sich aufbaut; dort, wo der Drin sich in einer Enggasse Bahn durch letzteren Bergwall bricht, pflanzt sich am Wege vom Meere zur Skutariniederung die Siedlung Alessio auf.

An der Stelle der Küste, wo die Einknickung nach Osten einsetzt, gleichweit von Skutari und San Giovanni di Medua bzw. Alessio entfernt, finden wir an der Grenze der Steilküste und des sandigen und versumpften Meeresstrandes die alte Albanerstadt Dulcigno*), der unser Landauer auf der wohlgepflegten, von Alt-Antiwari auslaufenden Fahrstraße zustrebt. Wie in verflossener Woche, als ich den montenegrinischen

*) Slawisch Ultzinj, albanisch Olgun.

Positionen am Tarabosch zustrebte, ist die Chaussee bis Petschuritza von Mannschaften und Frauen, die zur Front wandern oder von ihr kommen, reich belebt. An den Verbandsplätzen finden sich mehr Kranke als Verwundete.



Beerdigung eines montenegrinischen Schwerverwundeten, der in seinem Heimatsdorfe verstarb. Bestattung nach griechisch-orthodoxem Ritus. Der Sarg wird offen getragen, der nächste männliche Verwandte schleppt den Sargdeckel.

Einzelne Schwerverletzte werden in ihren heimatlichen Dörfern verpflegt. Einem Zuge, der einen verschiedenen Kämpfer zu Grabe führt, begegnete ich heute früh bei der Ausfahrt.

Mein neuer Diener und mein Kutscher, der Böhm', die auf dem Bock einträchtlich vor mir beieinander sitzen, sind ein würdiges Brüderpaar. Pietro, den zuerst in Niktjitsch gewor-

benen Gehülfen, habe ich bald seiner Wege schicken müssen: denn er litt wohl an der Schlafkrankheit. Morgens war er nur mit Scheltworten aus den Federn zu jagen und sobald er sich unter Tags im Café auf einen Stuhl setzte, oder auf meiner Veranda auf die Steintreppe, sank ihm sein 16 jähriges müdes Haupt auf die Brust und begann er weit vernehmlich zu schnarchen. Zum Helden hatte dieser Serbenjüngling entschieden keine Talente. Und wenn er zu einer Besorgung ausgeschickt war, pflegte er sich vor Verlauf einiger Stunden nicht wieder blicken zu lassen. Mein neuer Diener hat zwar eine etwas zweifelhafte Vergangenheit, besitzt aber die Eigenschaft, mit verblüffender Geriebenheit durch gute Manieren und klingende Münze überall einen Weg für mich zu finden, der in diesen Kriegszeiten sonst versperrt wäre. Er hat sich durch einen russischen Paß legitimiert, den ihm die russische Botschaft als ihren Schutzbefohlenen einst in Konstantinopel ausstellte, behauptet aber, von kroatischen Eltern aus der Agramer Gegend zu stammen und, weil er seinen Unteroffizier verprügelte, aus einem bosnischen Regimente desertiert zu sein. Er weiß in Montenegro trefflich Bescheid, so daß die Landeseingeborenen ihn für einen Einheimischen halten. Er nennt sich Mirko wie Montenegros schöngeistiger Prinz, der zweite Sohn des Königs.

Eine arge und üble Leidenschaft meines Mirko, nämlich bei passender Gelegenheit lange Finger zu machen, hat mir in Cattaro unangenehme Stunden bereitet, ihn aber wohl für einige Zeit von dieser Passion geheilt. Am Morgen hatte ich ihm auf seinen Wunsch einen Gehaltsvorschuß gegeben, damit er seine dürftige Ausrüstung an Kleidern und Wäsche zu ergänzen vermag. Da er bis Nachmittag sich nicht bei mir meldet, ziehe ich am Hafen bei einem Gendarm Erkundigungen ein.

Ich erfahre zu meinem Schrecken, daß er vor einer Stunde wegen eines Diebstahls in Haft genommen ist. Der edle Mirko hat dem Schuhmacher, der auf das niedere Preisangebot für ein Paar ersehnte schöne Ledergamaschen nicht eingehen wollte, diese unter dem Überzieher davongetragen, dabei aber die Dummheit oder Unverfrorenheit begangen, sie eiligst anzulegen und, mit ihnen geschmückt, am Laden des biederen Schuhmachermeisters kurz darauf vorbeizuspazieren!

Da ich unter keinen Umständen die ihm gemachten Vorauszahlungen einbüßen will, auch unbedingt mit dem morgen früh nach Antiwari abfahrenden Dampfer meine Montenegrowanderungen fortzusetzen habe und ein neuer Diener durchaus nicht so schnell zu beschaffen sein wird, so heißt es, meinen Missetäter den Händen der strafenden Gerechtigkeit zu entwinden. Als ich auf der Gendarmeriestation erscheine, ist Mirko schon einem Verhör unterzogen worden und das Protokoll an die Staatsanwaltschaft weitergegeben. Nur der Herr Staatsanwalt vermag daher der rettende Engel zu werden. Als ich diesem unter Hinweis auf meine offiziellen Empfehlungen meine Nöte vortrage und die Ersinnung eines auf legalem Boden verlaufenden Auswegs erbitte, erklärt er mit verbindlichem Lächeln, daß einem Staatsanwalt bei gutem Willen kein Ding unmöglich sei. Um meinen Diener so schnell wie möglich mir zurückzugeben, verspricht der Staatsanwalt, die Justiz mit fabelhafter Schnelle arbeiten zu lassen. Er zieht die Uhr, stellt fest, daß es $^1/_2$6 Uhr nachmittags ist, verständigt sich telephonisch mit dem ihm befreundeten Untersuchungsrichter und setzt eine Verhandlung noch auf 8 Uhr abends an, zu der sofort auch an den geschädigten Schuhmachermeister die Ladung zur Zeugenschaft durch einen Gendarmen ergeht. Da

mein Diener geständig ist, wird er nach einstündiger Sitzung zu 3 Wochen Gefängnis verurteilt und ihm gleichzeitig Strafaufschub für die Zeit, da er in meinen Diensten steht, in entgegenkommender Weise gewährt unter der Bedingung, daß er eine Sicherheit von 70 Kronen an Gerichtsstelle hinterlegt. Ich entnehme meiner Brusttasche die gewünschte Summe und verlasse zehn Minuten später, nach aufrichtigen Danksagungen an Staatsanwalt und Untersuchungsrichter, mit meinem tiefzerknirschten Mirko das Gerichtsgebäude in der redlichen Erfahrung und Erkenntnis, daß Österreich-Ungarn wahrlich dem Fremden leicht zum gelobten Lande werden kann. Und auf dem Heimwege male ich mir die Antwort aus, die in meiner teuren Heimat Deutschland von einem Staatsanwalt mir geworden wäre, wenn ich in einem solchen Falle ein ähnliches Ansinnen gestellt hätte. Ich glaube, er hätte den allsogleich reif für ein Irrenhaus befunden, der die Vermutung ausgesprochen hätte. es ließe sich zu nächtlicher Stunde eine außerordentliche Gerichtsverhandlung anberaumen im Interesse eines dahergeschneiten fremden Gelehrten und Forschungsreisenden!

Mein Mirko hat während seiner Haft Angstschweiß vergossen, daß man den Deserteur in ihm erkennen könne und schwört, nie wieder im Leben österreichischen Boden zu betreten. Seinen Paß und all sein Hab und Gut solle ich als Pfand behalten und ihm täglich nur das Allernötigste an Bargeld geben, bis seine Vorschüsse abgetragen sind. Er wisse mir zeitlebens Dank für die Erlösung aus dem Gefängnis. Und in der Tat — bisher hat er durch unerschrockenes und diensteifriges Verhalten sich ausgezeichnet und mich nicht bereuen lassen, daß ich in Cattaro ihn nicht seinem Schicksal überließ.

Mein „Böhm'", der Kutscher, steht an Findigkeit dem

schlauen Mirko nicht nach. Für sich selbst wie seine Tiere weiß er überall ein gutes billiges Plätzchen zu erschleichen und doch jammert er wie der ewige Jude, was ihm Futter und Unterkunft für schweres Geld kosten. Diese Litaneien lösen bei mir allerdings nicht die geringste Rührung aus, da ich ihn mit 35 Kronen täglich besolde. Eine Neigung scheint ihm allerdings einige Opfer zu verursachen: sein liebebegehrliches Herz wünscht an jedem Orte einen behaglichen ehelichen Unterstand. So hat er gleich einem Großtürken mehrere Weibchen: eine angetraute Gattin in Cattaro, eine illegitime in Cetinje, bei der er abzusteigen pflegt, wenn sein Beruf ihn zwei- oder dreimal die Woche nach Montenegro bringt, und hier in Antiwari bescherte bald eine verwitwete Albanerin ihm ein warmes Nest an ihrem Herde.

Ein strahlend klarer Herbsttag ist mir bei meiner Fahrt von Antiwari nach Dulcigno beschert. Die Sonne brennt an einem Novembertage (3./11.) wie bei uns im Hochsommer (11 ham 28,5° C). Azurblau, von keiner Windströmung durchfurcht, liegt die Adria. Graue und grüne Eidechsen sonnen sich am Wegesrande und hier und da kriecht eine plumpe große Schildkröte über die Straße.

Niederer werden die Ausläufer des Lisin zu unserer Linken. Dafür schieben sich aber quer zu unserem Wege nach dem Meere einige flache Ketten, deren höchste, die kalkige Muschur Planina (600 m), die Straße in vielfachen Windungen erklettert. Im Gegensatz zu den kahlen, nur von Ginstern und stachelblättrigen Niedereichen bestandenen Berghängen stehen in der Tiefe üppige Täler, die mit ihren Obstbaumhainen, Rebengärten und braunen Ackerschollen wohlhabende stattliche Dörfer nähren. Die mehrgeschossigen Bauten mit den

schießschartenartigen Fenstern im Oberstock und den nackten Mauerlinien im Erdgeschoß zeigen uns, daß fleißige Albaner diese Ortschaften füllen. Die uns begegnenden Frauen mit den hellen Kopftüchern und den weißen, von rotem Gurt gehaltenen Gewändern, sind runder, beweglicher und reizvoller wie die starkknochigen hageren Montenegrinerinnen, denen die Last ihrer drückenden Feld- und Hausarbeit frühzeitig starke Furchen ins Antlitz schreibt.

Montenegrinisches Ehepaar
(aus dem westlichen Karstgebiet stammend).

Als wir den westlichen Kamm des Muschurgebirges gewonnen haben, blitzen in drei Himmelsrichtungen blauweiße Bänder am Horizonte auf: im Westen weithin die Adria von der Insel Budua oberhalb Spizza bis zu der letzten Küstenkette, hinter der Dulcigno noch versteckt liegt. Ihre Küste erscheint von hier oben plastisch wie auf einem Kartenrelief herausmodelliert. Im Osten glänzt ein Zipfelchen des Skutarisees und im Süden ein Streifen des Dringolfes.

Wieder ins Tal herniedersteigend, treffen wir noch saftigeres, milderes Land als in der Furche nördlich der Muschur

Planina. Aus dem Buschwerk ragt hier und da eine niedere Stechpalme. Ein Dorf mit seinen weißgetünchten stattlichen Häusern reiht sich ans andere. Feigen- und Olivenbäume recken sich über die Hecken der Gärten.

Eben hat die Straße wieder eine Steigung genommen und

Mohammedanerinnen vor einem Brotladen in Dulcigno.

erscheint östlich die Niederung der Bojana — ihren gewundenen Lauf deuten die Baumreihen der Ufervegetation an — da wenden wir uns jählings nach Osten und stehen am Ende der großen Basarstraße, die ganz Dulcigno vom Hafen her durchzieht.

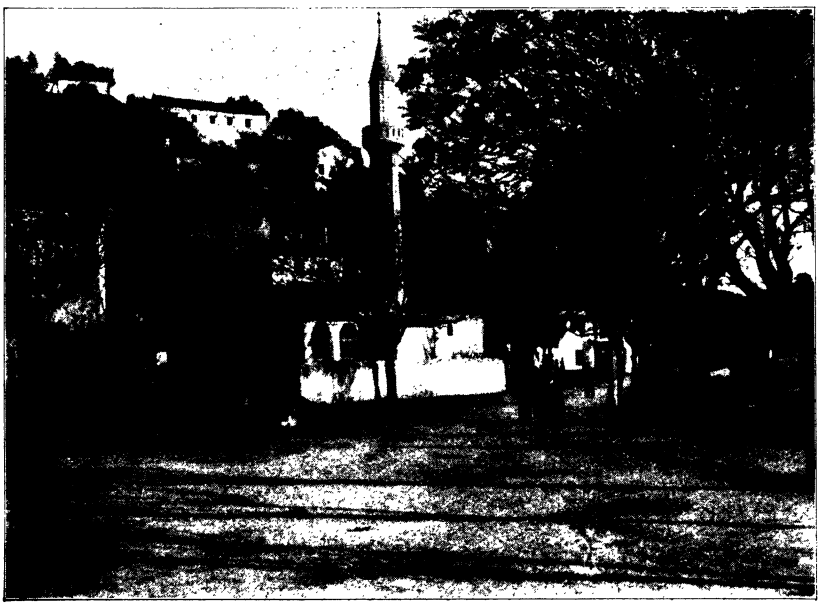
Von aufregendem Kriegslärm ist in Dulcigno nichts zu ver-

spüren. Die Verkäufer sonnen sich wie sonst vor ihren Läden. Vom montenegrinischen Feldzuge gibt lediglich Zeugnis, daß hier und da ein Geschäft geschlossen ist, dessen Eigentümer an der Front steht, daß von einem Schulgebäude, in dem russische Samariter tätig sind, die Flagge Rußlands und des Roten Kreuzes weht und Post- und Telegraphenamt, zu dem ich eilends pilgre, in Ermangelung von Beamten, welche die Eingezogenen ersetzen können, einfach geschlossen sind. Und lange Reihen von proviantbeladenen Ochsenkarren durchziehen die von West nach West nach Ost laufende Verkehrsader Dulcignos. Ihre Führer sind Albaner aus den Ortschaften an der Bojana oder aus den Malssorengauen nördlich von Skutari, zumeist arme Teufel, denen der Krieg etwas Verdienst bringt. Die letzteren zeichnen sich durch eine Wildheit in Gewand und Haltung aus, die ein Stück unheimlichen Barbarentums verrät. Aus ihren Gesichtern spricht nicht mehr Ausdruck wie aus denen ihrer Zugtiere. Störrisch lenken sie ohne Abweichung eines Fußes Breite ihre Gefährte weiter, obwohl mein Kutscher sie dutzende Male anruft, uns einen Augenblick freie Bahn zu lassen.

Bei Abstieg der Basarstraße zum Hafen steht die Reede Dulcignos den Blicken frei. Ich kann eine Enttäuschung nicht bemeistern. Nicht wie in Antiwari liegt vor den Augen ein breites majestätisches Becken, von alpengleichen Ketten umringt, sondern eine nur 300 Meter schmale Bucht, die gegenüber Antiwaris Bai wie ein harmloser Teich anmutet. Und von Nord und Süd umfassen seinen Spiegel die Ausläufer eines bescheidenen Hügelzuges.

Der Wirt der einzigen Herberge, ein hünenhafter wortkarger Montenegriner, geleitet uns würdevoll zu einem

Zimmerchen im Oberstock. Zugleich nennt er Preis (6 Kronen täglich) und sonstige Bedingungen der Unterkunft. Morgens 8 Uhr wird Frühstück gereicht, um 12 Uhr das Mittagessen, um 7 Uhr das Abendmahl. Zu anderen Stunden serviert er

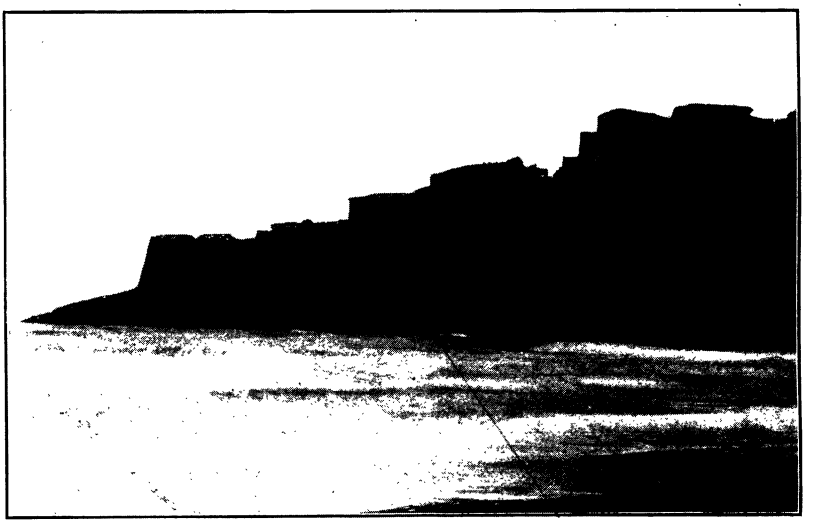


Dulcigno. Hafenstraße mit der großen Moschee und terrassenartig zum Hafen abfallender Stadtteil.

nicht. Das Haustor wird ½11 Uhr abends geschlossen; das sei die Stunde, zu der man in Dulcigno zur Ruhe geht. So lautet die wohlgesetzte Rede des Originals von Herbergsvaters, der seine Gäste in militärischen Drill nimmt und durchaus nicht die Mienen eines Mannes hat, der mit sich spaßen läßt.

Von meinem Zimmer schaue ich in den Hof des die Hafen-

straße zierenden gefälligen Moscheebaus, in dem eben bei nahender Abendstunde die Gläubigen sich zu den Waschungen drängen. Eine weiße Jacht schiebt sich langsam in den Hafen, die auf dem Vordermast die königliche Flagge zeigt. Einige schmale Fischerboote sind auf den sandigen Strand herangezogen. Auf diesem, von zarten Quarzkristallen erfüllten



Der das Hafenbecken nördlich umfassende Felsvorsprung mit der alten türkischen Zitadelle und dem Mohammedanerviertel.

weichen Sandfelde pulsiert, wie mein Wirt berichtet, im Sommer ein buntes Badeleben. Überhaupt sei Dulcigno das Ideal eines Seebadeortes, eine Behauptung, der vom klimatischen Standpunkt wohl recht zu geben wäre.

Auf dem Hügelzuge zur Rechten hebt sich gegen den Abendhimmel die graue Silhouette einer dicht zusammengedrängten Masse von halbverfallenen Mauern . . . es ist die alte Türken-

zitadelle und das ihr angebaute Mohammedanerviertel, die 30—40 Meter über der Hafenbucht auf den jäh zum Hafen und zum Meere abbrechenden Felsen thronen. Kaum mehr als 30 barackenähnliche Häuser, in deren Wänden breite Lücken klaffen, sind heute dort von mohammedanischen Albanern bewohnt. Die Stadt selbst — zu $^3/_4$ von Albanern besiedelt — zählt zahlreiche Islambekenner, während an der unteren Bojana, in San Nicolo und anderen Dörfern stromaufwärts Römisch-katholische vorwiegen.

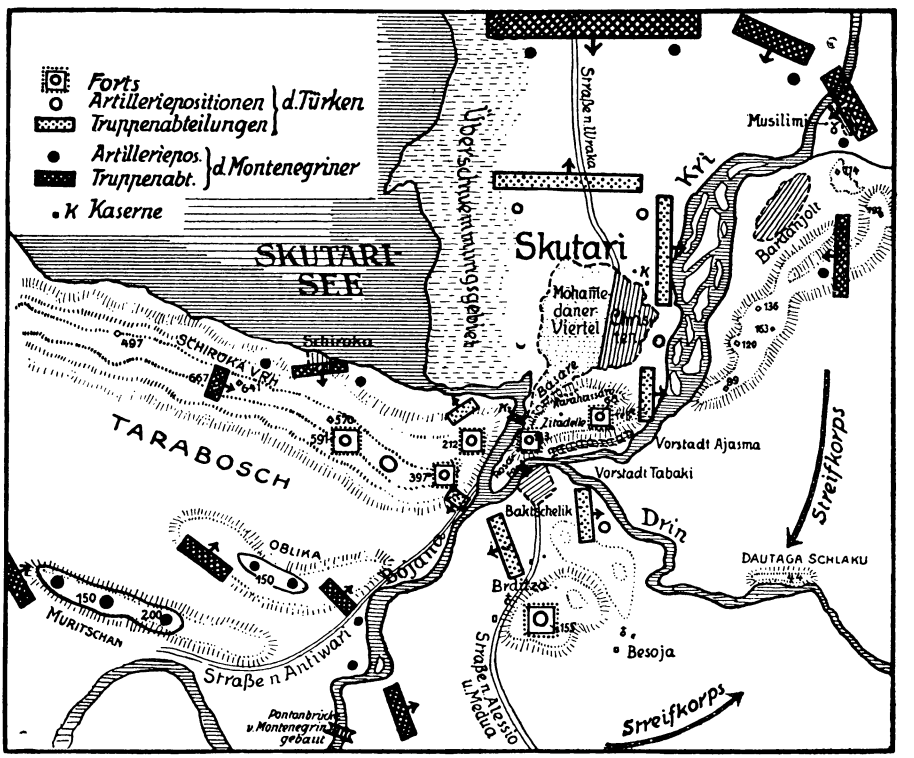
Ein Besuch beim Agenten des Österreichischen Lloyd, an den mich Konsul Ledinegg von Antiwari her empfohlen hat, läßt mich dieses und jenes über Dulcignos wirtschaftliches Leben erfahren. Der Handel bewegt sich in nur mäßigen Grenzen. Bei starken Winden vermögen die Dampfer nicht in das seichte, von Klippenreihen bedrohte Hafenbecken zu fahren, so daß im Winter der Ort oft zwei und drei Wochen von der Außenwelt abgeschlossen sei. Die wohlhabenden Türken und Albaner hätten sich in den letzten zwanzig Jahren nach Skutari und Alessio gewandt*), und Montenegros Herrschaft sei nicht dazu angetan, Geld ins Land zu führen und zum Rollen zu bringen. Italien mache jüngst Versuche, sich wie in Antiwari so auch hier wirtschaftlich festzusetzen. Eine italienische Gesellschaft, durch Mailänder und Genueser Kapital gebildet, habe die Erlaubnis zur Entwässerung großer, heute von flachen Seen erfüllter Strecken erhalten und solle hier den Bau von Reis und Baumwolle versuchen. Aber die Arbeiten kämen nicht recht vorwärts, sei es, daß die Projekte technisch

*) Sie haben sich in den Vorstädten Tabaki und Ajasma, die am Süd abhang des Zitadellenhügels von Skutari nahe dem Drin liegen (siehe die Karte auf S. 128), angesiedelt.

nicht sicher genug fundiert wurden, sei es, daß es an der nötigen Arbeitsenergie mangelte.

Als ich beim Nachtmahl mit meinem Diener in deutscher Sprache den Arbeitsplan des nächsten Tages bespreche, fällt mir ein am Tische zu meiner Seite sitzender junger Mann im graugrünen Khakiwams — etwas mager und engbrüstig und mit einem Klemmer vor den Augen, sieht er eher wie ein Schulmeister als ein Feldsoldat aus — mit den Worten in die Rede: „Sind Sie Deutscher oder Österreicher? Ich spreche auch Deutsch." Und die weitere Unterhaltung ergibt, daß ich es mit einem recht gebildeten Herrn zu tun habe. Er studierte in Wien Literatur und Geschichte und betreibt in Cetinje allerlei schöne und gelehrte Künste: erteilt Unterricht im Deutschen, Französischen und Serbischen — für letztere Sprache zählt er auch unseren deutschen Gesandten zum Schüler — macht für die Liebhaberbühne der Landeshauptstadt den Theaterdirektor und hat dem König die neuesten serbischen Dichtungen vorzulesen, auch zu Zeiten die epischen und lyrischen Poesien, die den phantasiereichen König selbst zum Verfasser haben. Vorhin habe ihn der König, als er von seiner Jacht stieg, hart angefahren, weil er sich von seinem Truppenteile entfernt habe, desgleichen — und mit Recht — einige andere junge Montenegriner, die hier in Dulcigno im Nationalkostüm stolz und müßig spazieren gehen. Aber er habe es droben auf den kahlen Karstfeldern der Krajaberge, die von Westen her den Tarabosch beherrschen, wahrhaftig nicht mehr aushalten können. Seine Kleider und Stiefel waren zerrissen, das Essen karg, Feuerung und Decken mangelten. Noch einige Tage und er hätte sich in den eisigen Nächten auf diesen trostlosen Höhen die Schwindsucht geholt. Und ich vermochte

dem wortreichen schmächtigen Gelehrten, den man als der untauglichsten einen unbarmherzig in den Soldatenkittel gesteckt hat, seine Unbehaglichkeiten einigermaßen nachzufühlen.



Der Stand der Belagerung von Skutari Anfang November 1912.

Während wir noch plaudern, kommt ein Diener, der meinen jungen Freund zur königlichen Villa ruft, die auf dem südlich des Hafenbeckens laufenden niederen Höhenrücken steht, jenseits desselben das montenegrinische Faltenland in die Bojana-

niederung verläuft. „Der Alte hat sicherlich heute schlechte Nachrichten erhalten und will, daß ich ihm die üble Stimmung durch ein paar herzhafte serbische Heldenepen vertreibe", meint der Gerufene und eilt in seinem defekten und befleckten Soldatenrocke zum König.

Da ich mein Gemach aufsuche, hat sich ein Sturm auf dem Meere erhoben, der die Wellen mit wilder Kraft in die Bucht treibt, daß sie dröhnend sich überschlagen und ihre Schaumberge weit hörbar zischen. Mit Mühe vermag ich die Fenster zu schließen. Beim Kriegsgesange der Wogen, der mir lange den Schlummer fernhält, muß ich des königlichen Heerführers und Poeten denken, der jetzt sich alte nationale Heldenlieder lesen läßt, um seinem Herzen neuen Mut zu machen, während Zehntausende seines opfermutigen Völkchens nahe den Wällen von Skutari lagern und sich an dem Wunsche entflammen, diese reiche Handelsstadt als edelstes Juwel der königlichen Krone Montenegros einzuverleiben.

Albanien.

Politisches und Volkskundliches.

Das freie Albanien, sein Volkstum und seine Umgrenzung.*)

Eines der weittragendsten Ereignisse, die der letzte Balkankrieg zeitigte, ist die Entstehung eines Fürstentums Albanien. Es wird das sechste und räumlich nicht das kleinste neustaatliche Gebilde — wahrscheinlich von der Größe des rechtsrheinischen Bayern — auf der Balkanhalbinsel werden, auf jenem weiten Flächenraume, der in seinem vollen Umfange noch vor einem Jahrhundert einzig durch das stolze Reich der türkischen Sultane eingenommen wurde. Und unter eigentümlichen Umständen erfolgte diese Geburt. Nicht die eigene Volkskraft erkämpfte den Aufbau eines unabhängigen Gemeinwesens, sondern zwei fremde Mächte waren die Paten bei dieser Neugeburt, die einen Wall gegen das nach der Adria vordringende Slawentum zu errichten gedachten.

Wohl hatte Albaniens Volk durch Jahrzehnte um seine Freiheit unter seinem Volkshelden Iskanderbeg im 15. Jahrhundert mit den Türken gerungen. Wohl hatten im letzten Jahrhundert zahlreiche hartnäckige Fehden mit diesen Gegnern zur Bewahrung der bestehenden Sonderrechte sich abgespielt. Wohl hatte nach dem Frieden von San Stefano, der die Gelüste Bulgariens nach der Einverleibung Makedoniens offenbarte, sich die albanische Liga zum Schutze alles albanischen Stammesgebietes gebildet. Doch eine vollkommene Loslösung vom osmanischen Reiche war als Parole auch von den freiheitlichen Köpfen nicht ausgegeben worden . . . waren doch gerade zu

*) Die nachstehende Studie ist Ende Januar 1913 geschrieben worden. Soweit auf die späteren Ereignisse Bezug genommen werden mußte, geschah dies in Form von Anmerkungen.

Abdul Hamids Zeit die Albaner verhätschelte Kinder des türkischen Reiches geworden . . Dank der starken Zahl der hohen und niedrigen Leibtrabanten des Sultans, über die sich öfters ein gnädiger Goldregen ergoß. Standen in der alten und neuen Türkei doch Hunderte der fähigsten Albaner an hervorragenden Stellen im Heer, im diplomatischen Dienst und in der inneren Verwaltung, und war das türkische Joch in den Bergen, dem Tummelplatze des albanischen Volkstums, überhaupt nicht zu spüren und lag dieses zumeist nur schonend und vorsichtig auf der Bevölkerung der größeren Städte, deren Zahl in Albanien im Vergleich zu der Ausdehnung des Landes nur eine bescheidene ist*).

So sehr auch äußere Einflüsse bei der Neuordnung der Dinge in Albanien die regierenden geworden sind, so sprechen doch starke innere Gründe für die Berechtigung und Naturnotwendigkeit des neuen Gebildes. Das Recht nationaler Existenz und Selbstbestimmung wird man wie den Serben und Bulgaren, Montenegrinern und Griechen, so auch den Albanern unbedingt zugestehen müssen. Kein Volkstum der Balkanhalbinsel hat sich Dank der geographischen Lage und Naturbeschaffenheit jener Gegenden so rein erhalten wie das albanische. Ja, was die Unvermischtheit der Rasse betrifft, so kann es sich sogar höher stellen als die Nachkommen von

*) In Betracht kommen im Norden: Skutari (Schkodra), Alessio (Lesch), Ipek (Petsch), Djakowa, Prisren, Kroja, Dibra; im mittleren Albanien: Durazzo, Tirana, Elbassân, Berat; im Süden: Walona, Koritza, Tepeleni, Premeti, Konitza (alle drei an der Wjossa oder Wojutza), Chimara, Argyrokastro, Jánina, Metzowo, Prewesa. Das südliche Albanien birgt also die meisten stärker bevölkerten Siedlungen, ist überhaupt volkreicher als die übrigen Gebiete. Eine geographische Skizze der Landschaften Albaniens, die hier zu geben zu weit geführt hätte, findet sich bei Otto von Gerstner „Albanien" (Wien 1913). S. 52ff.

Germanen und Kelten. Das Urteil gelehrter Ethnographen und vergleichender Gramatiker, die lange mit jenem rätselhaftem Volke wilder Berggesellen nichts anzufangen wußten, sieht in den Albaniern die Nachkommen der indigenen Bewohner des alten Illyriens, so namentlich die älteren Forscher wie Diefenbach. Hüppe in seiner 1909 im Archiv für Rasse- und Gesellschaftsbiologie erschienenen Studie „Über die Herkunft und Stellung der Albanesen", glaubt auch den Thrakern hervorragenden Anteil an der Entstehung des albanischen Volkes zuschreiben zu müssen. Gen Westen ausgewanderte Thraker vermischten sich seiner Meinung gemäß im Gebiet des heutigen Albanien und in der gegenwärtigen Herzegowina mit den rasseverwandten Illyriern. Neuen Bluteinschlag brachten die Goten und schließlich die nach Westen vordringenden Südslawen. Die sonst in Südeuropa seltene ansehnliche Körpergröße der Albaner, die öfter auftretenden hellen Augen und blonden Haare weisen unverkennbar auf eine gewisse Zugehörigkeit zu nordischen Rassen. Und von allen Gebieten, die in der europäischen Türkei seit Jahrzehnten nach Autonomie streben, ist das albanische allein dasjenige in dem ein einheitliches geschlossenes Volkstum sitzt. Nicht wie in Makedonien liegt eine Sprachinsel neben und in der anderen, wandelt Zugehörigkeit zu Sprache oder Nation wie bei Serben, Bulgaren, Griechen und Kutzo-Walachen nicht ständig nach den Einflüssen, die Gewalt, Geld und Überredung in den letzten Jahrzehnten ausgeübt haben.

Auch die Sprache wirkt, wenn auch zwischen dem nord- und südalbanischen Dialekte bemerkenswerte Unterschiede herrschen — als einigendes Band. Das Albanische stellt sich als selbständige indogermanische Sprache dar, wie etwa das

Lateinische und Deutsche. Ähnlich wie bei dem Rumänischen zeigt sich ein starker Einfluß des Lateinischen. Aber auch griechische, slawische und türkische Brocken finden sich in ihrem Sprachschatze, ein Beweis von den mannigfachen Vor-

Albaner aus der Gegend von Dibra.

stößen von Völkern und Kulturen, die durch die Jahrtausende auf der Balkanhalbinsel sich ereigneten*).

*) G. Meyer stellt in seinem „Etymologischen Wörterbuch der albanischen Sprache" an 5140, allerdings nicht erschöpfend und nicht einwandfrei ausgewählten Schlagwörtern den Ursprung folgendermaßen dar: 400 altillyrisches Erbgut, 540 slawisch, 840 neugriechisch, 1180 türkisch, 1420 rumänisch.

Das einzig trennende ist die Religion. Im Norden leben vorwiegend Christen römisch-katholischen Bekenntnisses, im Süden Griechisch-orthodoxe. Und die Religionsbereiche decken sich ziemlich mit den Zivilisations- und Interessensphären. Denn Österreich im Norden, Italien im Küstengebiet, Griechenland im Süden arbeiten mit ihren Missionen und den zahlreichen ihnen angegliederten Schulen zugleich für die Ausdehnung ihrer Sprache und Gesittung und damit auch für ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß. Seine apostolische Majestät der Kaiser von Österreich hat sich zum Schirmherrn der katholischen Albaner seit 1689 aufgeworfen (siehe unten S. 157), eine Schutzherrschaft, an deren Gültigkeit für das neue autonome Albanien eben Italien zu rütteln sucht. Das mittlere Albanien und die Gebiete im Norden, Nordosten und Osten, in denen die Albaner mit den Slawen zusammenstoßen, stehen unter der Herrschaft des Islam.

Aber die religiösen Gegensätze arten unter Albanern selbst nicht zum feindseligen Fanatismus aus. Über der Religion steht das Bewußtsein der großen Volksgemeinschaft. Eine 1878 gegründete katholisch-orthodoxe Gesellschaft, mit Männern wie Sami und Ferid Bey an der Spitze, bemühte sich, diesem Grundsatze weithin im Volke Geltung zu schaffen. Nur da, wo die Religionsverschiedenheit zugleich mit dem Kampfe der einzelnen Rasse zusammentrifft, wo also mohammedanische Albaner katholischen Serben gegenüberstehen, wie dies an den Grenzen Montenegros, im Ssandjak, in Altserbien und Makedonien der Fall ist, da waltet ein unversöhnlicher, vernichtender Haß, der schon Ströme von Blut gekostet hat. Da war es auch, wo die einziehenden siegreichen serbischen Truppen die Bewohner ganzer Dorf-

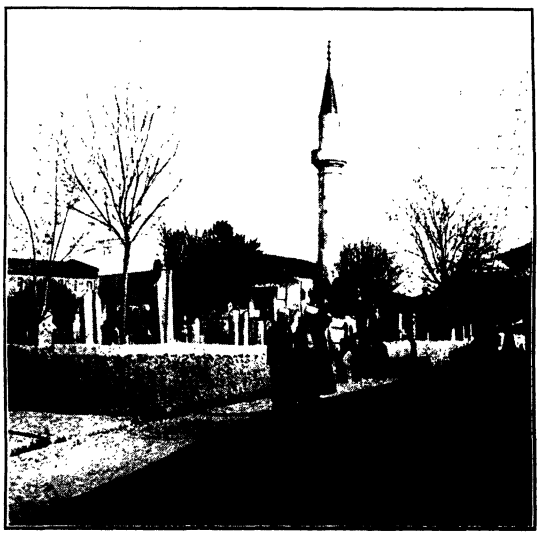
schaften, Männer, Frauen und Kinder in grauenhafter Weise abgeschlachtet haben, als Vergeltung für manche blutige Übergriffe, die dort früher die Albaner als Herrenvolk verübten*).

Katholische Albanerin aus der Gegend von Kroja.

Im übrigen stehen die Albaner nicht in dem Rufe, treue und überdemütige Gläubige zu sein. Nach dem Grundsatze, der sich in dem albanischen Sprichworte ausprägt: „Wem das Schwert gehört, der regiert den Glauben", finden noch heute manche Übertritte von Religion zu Religion statt, wie es gerade der Vorteil erheischt. Schworen doch nach der türkischen Eroberung Hunderttausende in Albanien zum Islam, um mit den neuen Herren im Lande Herren zu bleiben. Aber auch aus recht nichtigen Gründen wird zu Zeiten die Religion vertauscht — so rasch etwa wie man ein Hemd wechselt. So bezeugt ein ernst zunehmender Reisender von einem Dorfe im südlichen Al-

*) Mit den Montenegrinern vereint haben die Serben Anfang März in Djakowa gewaltsame Bekehrungsversuche zur orthodoxen Kirche gemacht, um den Römisch-katholischen möglichst den Rückhalt an Österreich-Ungarn zu entziehen und eine schnelle Aufsaugung der Albaner durch die Slawen vorzubereiten.

banien, daß es aus Trotz gegen seinen griechisch-katholischen Popen plötzlich zum Islam überging. Der Geistliche hatte trotz fast leerer Kirche eines Sonntags die Messe zelebriert und weigerte sich, als die ehrsamen Dorfbewohner endlich erschienen, ihnen die Messe noch einmal zu lesen. Da machten sie kurzen Prozeß, holten aus dem nächsten Islamdorfe einen Chodja und wurden Mohammedaner. Und mir selbst wurde im nördlichen Albanien ein köstliches Vorkommnis berichtet, das vor Augen führt, wie wenig bei den Albanern der Geistliche im Geruch unantastbarer Heiligkeit steht. Als ein dortiger Pater in begreiflicher Erregung über die Halsstörrigkeit einiger ihm anvertrauter Schulbuben sich zu tätlichen Züchtigungen verstieg, sperrten ihn die Dorfbewohner ohne lange Bedenken in den nächsten — Schweinestall, und ließen dem Erzbischof in Skutari sagen, er solle ihnen einen anderen zahmeren Pater schicken.



Skutari. Im mohammedanischen Stadtteil.

So schwer es augenblicklich ist, die Grenzen albanesischen Volkstums zu umschreiben, so unsichere Antwort vermag

man auf die Frage zu geben, wieviel Köpfe zählen die Albaner. Sie selber so wenig wie die Türken haben nie die Sehnsucht gefühlt, sich mit peinlicher Statistik zu befassen. Von den Forschern, die das Land durchzogen, und von den Politikern, die sich mit den Nationalitätsproblemen der Balkanhalbinsel befaßten, haben die einen durch Begeisterung, die anderen durch Mißgunst sich verwirren lassen. Und bekanntlich vergrößert die Liebe und verkleinert der Haß. Ein rumänischer Fürst, namens Gihka, allerdings mehr Phantast und Abenteurer als Fürst, der sich seit einem Jahrzehnt auf den Thron Albaniens berufen fühlt, und wie öfters, so auch diesmal Albanien mit Flugblättern für seine Kandidatur überschwemmte, träumt davon, über drei Millionen herrschen zu können. Serbische Reisende, die in den Gebieten gemischter Bevölkerung, so namentlich in Altserbien, nur serbisches Blut sehen wollen, wollen nur von einer Million wissen. Die Niedermetzelung von einigen Tausenden (vielleicht auch Zehntausenden) von Albanern, in den Teilen, wo sie von den Bergen her in den letzten fünf Jahrzehnten im Vordringen in die Kessellandschaften des Ssandjak und Altserbiens begriffen waren, hat eine gute Zahl auf kürzestem Wege verschwinden lassen*). Eine ehrliche und leidenschaftslose Schätzung darf mit zwei Millionen rechnen.

*) Dies geschah vornehmlich in den Gegenden von Prischtina, Prisren und Djakowa. In der Frankfurter Zeitung vom 14. März 1913 charakterisiert ihr Korrespondent aus Üsküb die serbische Ausrottungspolitik folgendermaßen: „Seitdem im vergangenen Herbst serbische Truppen die Grenze überschritten und Gebiete besetzt haben, die von Albanern bewohnt sind, hat ein Blutbad an das andere sich gereiht. In einzelnen Fällen mag der Eroberer im Interesse der Selbsterhaltung gezwungen gewesen sein, gegen ein Albanerdorf, aus dem seine Truppen vielleicht hinterrücks beschossen wurden, mit aller kriegsmäßigen Strenge vorzugehen,

Die Natur des Landes, vor allem ihre Unzugänglichkeit und Unwirtlichkeit, schrieb dem Charakter und der Entwickelung ihrer Bewohner unabänderliche Gesetze. Von der Höhe des Skutarisees laufen in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost zahlreiche parallele Züge in mächtigen mauerartigen Wällen, die sogenannten mittelalbanischen Alpen,

---

Aber Hunderte von Dörfern dem Erdboden gleichzumachen, Zehntausende nicht kämpfender Männer, Frauen und Kinder hinzuschlachten, das hat kein Gesetz des Krieges, kein Gesetz der Selbsterhaltung gefordert, das riet die Angst vor künftiger Vergeltung, das Bewußtsein, daß man ein Land sich aneigne, auf das einem kein nationales Recht zustand, daß man ein Volk unterwarf, das bis zum letzten Atemzug nicht aufhören werde, nach seiner Freiheit zu streben. Serben gibt es im größten Teil des eroberten Gebietes fast nur in den Städten, auch da, wie in Üsküb, oft eine unerhebliche Minderheit. Auf dem Lande draußen sitzen zumeist Albaner. Dieselben Albaner, mit denen das ganze Osmanenreich nicht fertig geworden ist. Es war klar, daß auch die Belgrader Regierung ihnen künftig nicht würde gewachsen sein. Was Serbien brauchte, waren ja auch nicht neue Untertanen, sondern neues Land, und was konnte es besser brauchen als herrenloses Land? . . . So war man von vornherein entschlossen, den albanischen Boden, soweit es gelingen werde, ihn zu erobern, auch herrenlos zu machen, und aus diesen beiden Motiven heraus wurde im Stillen die Parole ausgegeben: Ausrottung der Albaner! Es sind keine türkischen Quellen, aus denen die Meldungen über die furchtbare serbische Kriegführung in Albanien gekommen sind. Es sind in erster Linie unparteiische europäische Korrespondenten. Auch nicht nur solche deutscher und österreichischer Nationalität, denen vielleicht Türkenfreundschaft vorgeworfen werden könnte, sondern ebenso Angehörige der Länder des Dreiverbandes, insbesondere englische Journalisten. Überdies ist kein Geheimnis, daß die Konsularberichte der meisten europäischen Staaten alle diese Dinge bestätigen mußten. In der letzten Zeit war es etwas stiller geworden — und nun kommt plötzlich diese Meldung, daß 300 Ljunesen, die unbewaffnet aufgegriffen waren, in Prisren erschossen wurden. Ljuna ist eine Landschaft und ein gleichnamiger Ort westlich von Kalkandelen, aber am rechten Ufer des Drin, also gerade noch in dem Teile Albaniens, der auch von der Botschafterkonferenz den Serben zugestanden werden soll. Da hat man nun wohl auch noch reinen Tisch machen wollen. Was sagt Europa zu diesem Hinmorden eines bereits unterworfenen Volkes?"

deren malerisches Gewirr nackter, spitzer Grate und schneeüberzogener Zinnen mir von Nordosten und Westen her des öfteren bei meinen Wanderungen entgegenleuchtete. Lebhaft habe ich auch das Bild in Erinnerung, das sich von den lachenden Landschaften Korfus her den nach Albaniens Küsten blickenden Augen bot. Eine lange Wand hoher kuppenreicher Alpenberge stand am östlichen Horizont, die sich ausnahmen wie die finsteren drohenden Wogen eines gigantischen Meeres, dessen Wellenschlag plötzlich erstarrte. Nur schmale, meist versumpfte Küstenstriche liegen auf der Strecke vom Dringolf bis Walona zu den Füßen der gewaltigen Ketten und nur durch schwer passierbare, von Gebirgsflüssen durchrauschte Schluchten bewegen sich die Paßpfade, die zu den Hochlandsgauen Albaniens führen.

An der ganzen Adriaküste von der schlammigen, aus dem Skutarisee kommenden Bojana bis zur pfeilschnell an der Grenze Griechenlands dahinschießenden Arta bieten sich auf einer Strecke von 350 km keine günstigen Hafenbuchten außer Durazzo und Walona. Die Flüsse sind zu reißend (Drin, Mati, Wjossa) oder zu seicht (Schkumbi), um auf ihrem Rücken den Verkehr in das Innere des Landes zu tragen.

So mußte durch die Jahrhunderte das Albanervolk dahinleben in Rauheit und Rohheit, zersplittert in hunderte von kleinen Stammesherrschaften, ohne Ausblicke auf sich weitende Horizonte, ohne die Segnungen befruchtender Einflüsse benachbarter Kulturnationen des Nordens und Westens, denen hohe Bergreihen Halt geboten. Nur von Osten leiten leichtere Zugangswege nach Albanien. Und von dort her kam mit den Bulgaren, Serben und Türken mehr Barbarentum als Zivilisation. Auch die Römer haben nur auf einer Linie ihre

berühmte Straßenbautechnik in Albanien zu entwickeln vermocht und zwar im mittleren Albanien mittels der berühmten Via Egnatia von Durazzo-Dyrachium über Elbassân nach den mazedonischen Seen und weiter nach Monastir und Salonik, dem alten Thessalonike.

* * *

Der Kampf Albaniens um seine Befreiung vom Türkenjoch, der in so ruhmreicher und blutiger Form vom Volkshelden Iskanderbeg (gestorben 1467) im fünfzehnten Jahrhundert geführt wurde, hatte seit Mitte des letzten Säkulums im Herzen des Volkes keinen lebhaften Widerhall mehr gefunden. Seit 'Alî Pascha 1822 in Jánina und Kara Mustafa Pascha 1831 in Skutari von den Türken überwunden waren, erstickten die Keime staatlicher Selbständigkeit in Albanien. Die Erhebungen, die 1833, 1836, 1839, 1842, 1847, 1854, 1865, 1872, 1878, 1881, 1898, 1910, bald im Süden oder Norden, bald auf dem ganzen albanischen Gebiete zustande kamen, hatten im wesentlichen die Erhaltung zugesicherter Privilegien der Verwaltung, Steuer- und Wehrpflicht im Auge. Die 1878 entstehende „Albanische Liga" sah ihren Feind eher in den Slawen und Griechen denn in den Türken. Hatte sich doch allmählich für viele Schichten der Bevölkerung eine starke Gemeinsamkeit der Interessen mit den Machthabern in Konstantinopel eingestellt — während der Regierungszeit Abdul Hamids erfolgte nur ein einziger und ziemlich unblutiger Aufstand — und war für Hunderttausende der gemeinsame Gott ein schwer zerstörbares Bindeglied geworden.

Verschwindend klein war die Zahl europäisch Gebildeter, die eine konsequent nationale Propaganda entfalteten und

eine Loslösung von der Türkei in Gestalt eines eigenen Staatsgebildes als Heil des albanischen Volkes predigten. Die 1884 in Bukarest begründete Gesellschaft „Drita" („Licht") brachte es nicht zu großem Anhang. Die von ihr 1892 ins Leben gerufene Zeitung „Shkipetari" (Der Albanese) ging bald wieder ein, ebenso die gleichfalls in Bukarest erscheinende Zeitschrift „Shkiperia" (seit 1897). Zu größerer Geltung brachte es die seit 1897 in Brüssel in französischer und albanischer Sprache aufgelegte „Albania", die von Reschid Bey begründet wurde. Ein leidenschaftlicher Verteidiger der albanischen Sache war Derwisch Hima, dessen in Konstantinopel erscheinende Zeitschrift Shkipetar noch 1911 wegen ihrer scharfen Sprache gegen die jungtürkische, in Albanien befolgte Politik unterdrückt wurde. Zwei der hervorragendsten Verteidiger der Interessen des albanischen Volkstums waren der ehemalige Großwesir Ferid Pascha und Ismail Kemal Bey, die beide aus Walona stammen. Am 29. November 1912 trat auf Betreiben von Ismail Kemal in Walona eine Nationalversammlung zusammen, die zur Erklärung der Unabhängigkeit Albaniens schritt, das als neutraler Staat unter dem Schutze der Mächte stehe. Ein schwarzer Adler auf rotem Grunde wurde zum Flaggenzeichen des neuen Staates gewählt*).

Die in Italien sich entfaltende Propaganda arbeitete mehr im italienischen als im streng national-albanischen Interesse. Ihre Glieder waren zumeist mit italienischer Bildung getränkte Albaner, die in Italien die nötigen Hilfsfonds für ihre agita-

*) Auf dem vom 28. Februar bis 4. März 1913 in Triest tagenden Albanerkongreß, auf dem außer Derwisch Hima und Faik Bey aus Konitza auch ein Nachkomme Iskanderbegs in den Vordergrund trat, machte sich der Wunsch der Errichtung eines konstitutionellen Königreichs geltend.

torische Tätigkeit fanden. So begründete 1885 in San Demetrio Corone der in Italien geborene Camodechi eine „Società nationale albanese", die heute nach längerer, stiller, wirkungsloser Arbeit sich staatlicher Subvention erfreut und in Rom den Sitz ihrer Verwaltung hat. Weniger Glück hatte die 1896 in Corigliano begründete Gesellschaft „La nazione Albanese", die nur wenige Jahre bestand. Doch wurde sie bald durch eine einflußreichere Vereinigung ersetzt, an deren Spitze der junge Garibaldi trat (1910) und zwar durch den „Consiglio Albanese d'Italia". Ja, noch eine dritte Gesellschaft reihte sich diesen beiden Gründungen kürzlich an, das 1905 in Lungro gebildete „Comitato nazionale Albanese". Alle drei Gesellschaften erfreuen sich staatlicher Unterstützung und verfolgen ihre Tendenz der Aufklärung unter dem Gesichtspunkte der Förderung kultureller und wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Albanien und Italien. Unterstützt wurde ihre Arbeit durch die allerdings mehr in Italien als in der Heimat wirkende albanische Presse. „Ylli i Shkiperise" (der albanische Stern), „Flamuri i Shkiperise") die albanische Fahne) hießen die schnell auftauchenden, aber bald infolge mangelnder Mittel wieder verschwindenden Organe national-albanischer Bewegung, während die staatliche Subsidien genießende „La nazione Albanese" (Herausgeber Anselmo Lorecchio) rührig und ungestört sich entwickeln konnte.

Im Gegensatz zu dieser in Italien lebhaft einsetzenden Tätigkeit geistiger albanischer Kraft, die allerdings durch etwa 30 000 in Italien, vorzugsweise in Kalabrien und Sizilien, seßhafte Albaner getragen wird, rührten sich die nationalen Tendenzen der Albaner in Österreich seltener, genossen sie auch niemals eine derartige offizielle Unterstützung. Erwähnenswert ist lediglich der in Wien tätige albanische Verein

„Dija" („Wissenschaft"), der die Vertreibung von Büchern zur Hebung der Volksbildung sowie die Herausgabe von Schriften zur Pflege der Landes- und Volkskunde betreibt*). Was Österreich im wesentlichen verfolgte, war eine Förderung der katholischen Missionsarbeit in Nordalbanien mit der sich angliedernden Schultätigkeit. Aber auch die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erkundung wurde von österreichischer Seite gefördert, wobei die geographische Wissenschaft wichtige Bereicherung erfuhr. Unter österreichischen Auspizien (Subvention der „Wiener Geographischen Gesellschaft" und des Militärgeographischen Instituts) fanden die Reisen der deutschen Geographen Hassert und Östreich in Nordalbanien und in Nowibasar Ende der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts statt. Und eine ganze Reihe von Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie, fähige Konsulatsbeamten, Ingenieure und Gelehrte, machten Nord- und Mittelalbanien in den letzten fünf Jahren zum Tummelplatz geographischer, ethnologischer und sprachlicher Studien, so Steinmetz („Eine Reise durch die Hochländergaue Albaniens", „Ein Vorstoß in die nordalbanischen Alpen", „Von der Adria zum schwarzen Drin"), Th. A. Ippen („Skutari und die nordalbanische Küstenebene", „Novipasar und Kossovo"), Baron Nopcsa („Aus Schala und Klementi, Albanische Wanderungen" und „Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien"), E. Patsch („Das Sandjak Berat in Albanien"). Letzterer ist es, der die verdienstvolle Anregung zur Schöpfung eines „Balkaninstituts" in Sarajewo mit dem Ziele allgemein wissenschaftlicher Erforschung der Balkanhalbinsel gab, eine Idee, die inzwischen

*) Am 7. April bildete sich in Wien ein „Verein zur Förderung der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Interessen Österreich-Ungarns in Albanien".

Üsküb (Skoplje). Kaistraßen am Wardar.

Würdigung und Unterstützung des Landeschefs von Bosnien und Herzogewina gefunden hat. E. Patsch hat auch die Umsicht bekundet, für die zusammenfassende Herausgabe der diesbezüglichen Studien zu wirken. In dieser Sammlung „Zur Kunde der Balkanhalbinsel" (seit 1904), zerfallend in Reisen und Beobachtungen, Quellen und Forschungen, Inventare und Bibliographien (Verlag des Instituts für Balkanforschung, Sarajewo), ist die Mehrzahl der oben genannten bemerkenswerten, Albanien betreffenden Veröffentlichungen erschienen.

* * *

„In der politischen Grenze sind Völkerbewegungen durch die künstlichen Mittel der Verträge zum Stillstand gebracht. Wenn eine Völkerkarte die Momentphotographie eines im lebendigen Wachstum befindlichen Zellgewebes ist, so zeigt die politische Karte einen Querschnitt durch ein Zellgewebe, dessen Wände künstlich erhärtet sind." Diese prächtigen Sätze, die Friedrich Ratzel in seiner „Politischen Geographie" niedergelegt hat, finden eine lebendige Illustrierung in dem Schicksal, das dem neuen Fürstentum Albanien beschieden sein dürfte. Seit einer Reihe von Jahrhunderten steigt das albanische Volk aus seinen Heimatgauen, den von der Höhe des Skutarisees bis nach Thessalien durch die westliche Balkanhalbinsel streichenden Ketten, süd- und ostwärts hernieder. Im Süden hat sich diese Volksflut verlaufen und zeigt in Griechenland in Epirus und Attika, auf italienischem Boden in Apulien und Sizilien seinen Niederschlag nur noch in kleinen Volksinseln inmitten fremden Staatsgebietes. Im Nordosten und Osten jedoch rückten die Albaner seit Jahrhunderten in Gegenden, die sich allmählich von slawischen Siedlern entblößt hatten,

und eroberten hier, namentlich im sogenannten Altserbien, wertvolles und umfangreiches Neuland.

Der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei hat nun für die Albaner ein Ereignis gezeitigt, das ihr Volkstum mit einem Schlage zu einem geschlossenen Staats- und Stammesgebiet zusammenschweißt. Aber dieses Geschehnis zeigt auch seine ungünstige Kehrseite. Die Verhältnisse erfordern es, daß bei der Formung dieses Gebildes zu einer politischen Größe manche Teile des albanischen Volkstums vom ganzen, bisher weitere Kreise umfassenden Stammesverbande sich lösen müssen. Die slawischen Sieger Serbien und Montenegro wollen, pochend auf historische Rechte in Erinnerung an den ehemaligen Umfang eines großen serbischen Kaisertums im 15. Jahrhundert, die Glieder des albanischen Volkes beschneiden, die nach Nordosten und Osten ihm wuchsen. Und auch Griechenland strebt darnach, zum Lohn für seine kulturelle, im südlichen Albanien unternommene Arbeit seine Macht ein Stück nach Norden zu rücken.

Seit dem Januar 1913 beschäftigt sich nun die Londoner Botschafterkonferenz mit der Abgrenzung Albaniens. Genaue Einzelheiten über die in Aussicht genommenen Grenzlinien des künftigen Fürstentums sind bisher nicht bekannt geworden. Zu Beginn der Beratungen wurde betont, daß bei Absteckung der Demarkationslinien die Nationalitätenverteilung den leitenden Grundsatz abgeben soll. Rechtschaffen und einfach klingt ein derartiges zur Richtschnur erhobenes Prinzip. Jedoch es zur Geltung zu bringen, dürfte nicht zu leicht sein. Denn die Nationalitätsfrage hat, wie überall auf der Balkanhalbinsel, ihre Haken und Spitzen. Einmal gehört eine gute Menge geographischer und ethnographischer Kenntnisse dazu,

um unverrückbare Grenzmarken da zu legen, wo selbst die Wissenschaft bisher nur viele widersprechende und unsichere Ergebnisse bot. Von der ansehnlichen Literatur ist ein guter Teil stark parteiisch gefärbt, namentlich wo Angehörige der ausbreitungslustigen Staaten als Verfasser auftreten. Da heißt es also vorsichtig wägen und prüfen, wenn die Wahrheit Siegerin bleiben soll. Dazu aber gehört nicht nur gesundes Urteil, sondern auch eigene Anschauung. Da diese den diplomatischen Schiedsrichtern nicht allseits zu eigen ist, wird ihr Spruch sich im wesentlichen einerseits nach dem von den Parteien beigebrachten Material richten, noch mehr aber nach den politischen Erwägungen, die sich geltend machen müssen, um je nach Bedarf das Recht des einen in Unrecht, das Unrecht des andern in Recht umzuwandeln. Die wichtigste Aufgabe der Konferenz wird es eben sein, einen Ausgleich zu schaffen zwischen den Begehrlichkeiten der Balkanstaaten, den politischen und wirtschaftlichen Interessen, die an der Neugestaltung der Verhältnisse die benachbarten Großmächte Österreich-Ungarn und Italien zu nehmen haben, und zwischen den natürlichen Notwendigkeiten, die sich als Grundlagen für die Bildung eines neuen Staats- und Volksorganismus ergeben müssen.

Der Berliner Kongreß von 1878 hat hinsichtlich der Grenzlinien, die damals neu gezogen werden sollten, manche Absonderlichkeiten zu Tage gefördert. Die Ursache gaben nicht nur entstellte Angaben der national geeinigten, eine Vergrößerung suchenden Staaten, sondern auch die Unbekanntschaft der Schiedsrichter mit den zur Grenzziehung geeigneten Gebieten. Denn die damaligen Karten ließen an Genauigkeit vieles zu wünschen übrig. Aber auch die damals weniger scharf feststehenden geographischen und völkerrechtlichen Begriffe

über das Wesen natürlicher Grenzen hatten zu manchen Ungenauigkeiten geführt. Versuchen wir hier denn von der künftigen Umgrenzung Albaniens ein Bild zu entwerfen, wie diese bedingt ist durch die Natur des Landes, durch die Verbreitungszone des albanischen Volkstums und drittens durch die Interessen unseres Bundesgenossen Österreich-Ungarn. Die Leistungen österreichischer Kartographen haben in den letzten beiden Jahrzehnten auf Grund der Aufnahmen österreichischer Offiziere und Gelehrter in den Generalkarten von Mitteleuropa im Masstabe von 1 : 200 000 ein reiches und, wenn auch nicht bis in die äußersten Einzelheiten untrügliches, so doch für die gegenwärtigen Grenzfragen vortreffliches und einzig vorhandenes Material zu Tage gefördert.

Beginnen wir im Norden, wo Montenegro und Albanien zusammenstoßen. Die heutige Grenze läuft durch die Stromrinne der unteren Bojana, biegt ein Stück westwärts aus, indem es den strategisch wichtigen, Skutari beherrschenden Bergzug des Tarabosch der Türkei beläßt, schneidet den Skutarisee, läuft gegenüber dem Becken der Maritza und Seta ein Stück am Fuß der albanischen Berge und hält sich, ostwärts abbiegend, bis zum oberen Lim auf den Kämmen der nördlichen Ausläufer der mauerartig sich aufbauenden zu 2000 bis 2800 Metern ansteigenden nordalbanischen Alpenkette. Solche Grenze deckt sich fast ausschließlich mit den Verbreitungslinien montenegrinischer und albanischer Bevölkerung. Nur im Südwesten am rechten Ufer der unteren Bojana erhielt Montenegro 1878 ein von Albanern besiedeltes Landstück zugesprochen, das die Hafenstadt Dulcigno zum Mittelpunkte hat.

Montenegro beansprucht nun, gegen Albanien hin als Ent-

gelt für seine Opfer an Gut und Blut eine ansehnliche Strecke über seine bisherige Größe hinauszuwachsen. Werden die Taraboschbefestigungen geschleift, droht der Hauptstadt Nordalbaniens also keine Gefahr der Überrumpelung, so darf ohne Bedenken das Land am rechten Ufer der Bojana den Montenegrinern überlassen werden — übrigens ein herrliches, schon heute reich bebautes, von zahlreichen Bächen bewässertes Gartenland, das ich im November des letzten Jahres durchschritt — und entsteht mit der Stromrinne der Bojana eine natürliche Grenze, wie sie einfacher nicht gedacht werden kann. Sie ermöglicht Montenegro auch eine denkbar bequeme Anbahnung engerer wirtschaftlicher Beziehungen mit Skutari. Auch auf dem Ostufer des Skutarisees kann dem aufstrebenden Montenegro ohne schwere Schädigungen Albaniens ein Stück ackerreichen Neulandes zugesprochen werden. Die künftige Scheidelinie würde dann den in den Skutarisee rinnenden Riolibach nordöstlich aufwärts bequem auf weiter Strecke (an 100 km) über den Hauptkamm der nordalbanischen Alpen (bis westwärts von

Skutari. Straße durch die westliche Gartenstadt.

Ipek an den Westrand der Mokraplanina) laufen. Diese Abgrenzung sichert den Montenegrinern den Erwerb des Beckens von Gussinje und Plawa, Gebiete, die ihnen schon auf dem Berliner Kongreß zuerkannt waren, aber durch eine von der albanischen Liga geleitete Volkserhebung ihnen durch Gewalt wieder entrissen wurden. Schon die Einverleibung dieser Landschaften, namentlich der schwer zugänglichen Hochlandsgaue des unbotmäßigen und unzuverlässigen Malssorenvölkchens, wird Montenegro entschieden bedeutenden Aufwand an Kraft und Geld kosten*).

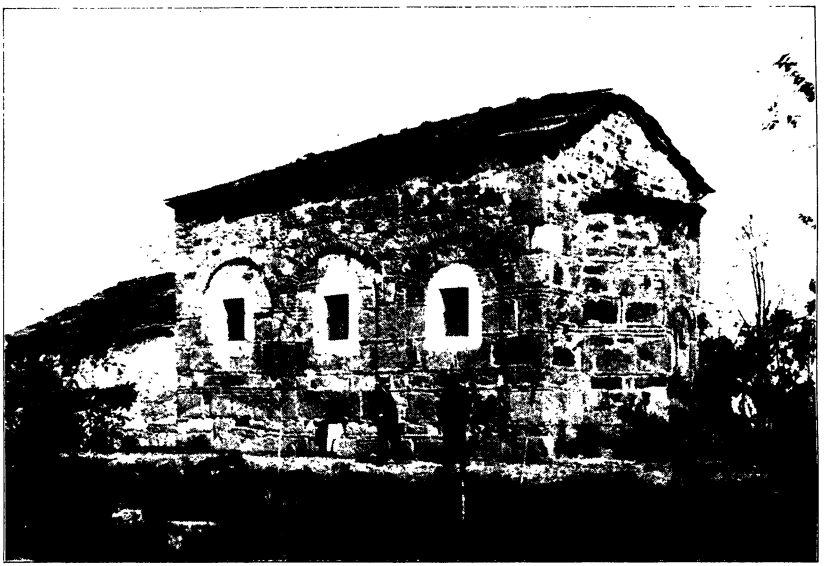
Aber Großmontenegro will seine Schwinge weiterbreiten. Es möchte die ganze Niederung der Bojana und des unteren Drin mit Skutari, Alessio und San Giovanni de Medua gewinnen, ostwärts über die nordalbanischen Alpen steigen und im Becken von Ipek an den Quellen der Ibar den serbischen Brüdern die Hände reichen. Politische wie wirtschaftliche Bedenken müssen Österreich-Ungarn dazu veranlassen, mit aller seiner Kraft sich solcher Erweiterung des slawischen Macht-

*) Wie verlautet, hat am 24. März die Londoner Konferenz über die Nordgrenze Albaniens sich geeinigt. Nach dem gefaßten Beschlusse bleibt die Grenze von der Bojanamündung bis zum Litschenisee die alte, dann wird ein schmaler Streifen Montenegro zuerkannt, der an der Bojana bis Goritza und am Skutarisee bis Sogaj reicht. Der eigentliche Tarabosch mit seinen Befestigungen bleibt also albanisch. Jenseits des Skutarisees soll vom Einschnitt der Lagune des Litscheni-Hotit die Grenze so verlaufen, daß das Gebiet der Hoti an Montenegro fällt, das der Malssorenstämme Kastrati, Schkreli und Klemeni aber an Albanien. Gussinje und Plawa werden montenegrinisch. Im Nordosten soll jenseits der Kette der nordalbanischen Alpen Ipek an Montenegro fallen. Montenegro hat somit im Westen nur geringen Gebietsgewinn, der in keinem Verhältnis zu dem steht, was Serbien zugesprochen wurde. Österreich-Ungarn hat die Durchsetzung seiner Wünsche gegenüber Montenegro, vor allem die Einbeziehung Skutaris in Albanien, durch weitgehende Zugeständnisse gegenüber Serbien bezüglich der Ostgrenze bezahlt (siehe weiter unten S. 164).

bereiches zu widersetzen. Skutari ist nicht nur der Mittelpunkt von Nordalbanien, sondern geradezu das Haupt von ganz Albanien. Und dies sowohl wirtschaftlich wie intellektuell. Ohne Skutari wäre Albanien ein Rumpf ohne Kopf. Zahlreiche Bildungsanstalten, Missionen und Handelshäuser haben hier Österreich-Ungarns Stellung seit Jahrzehnten gefestigt. Auch Italien, das eine ähnliche Arbeit seit längerem entfaltete, ist im gleichen Maße interessiert, Skutari als wichtiges Glied des neuen albanischen Fürstentums zu wissen. Skutaris Basare sind ostwärts bis Djakowa, südwärts bis Kroja, das ist im Halbkreis von 75 bis 90 Kilometern, der Verproviantierungsort für die nordalbanischen Hochgebirgslandschaften. Die Miriditen und andere römisch-katholische Stämme Albaniens haben in Skutari ihre geistlichen Oberhäupter. Die Errichtung einer Zollgrenze vor den Toren von Skutari ergibt sich daher als Ding der Unmöglichkeit. Die Erhebung Skutaris zu einer freien Handelsstadt, ähnlich der Errichtung eines Freihafens an der Adria (San Giovanni di Medua), wäre der einzige, aber äußerste Ausweg aus den sich ergebenden Schwierigkeiten.

Auch hinsichtlich des Beckens von Ipek muß betont werden, daß seine Einbeziehung Albanien und Österreich-Ungarn gleichmäßig beeinträchtigen würde. Denn wenig nordostwärts von Ipek muß die neutrale Zone einlaufen, die von Bosnien her über Priepolje zu den Quellen des Ibar und des weißen Drin sich erstreckt und somit auf dem Landwege Österreich-Ungarns wirtschaftliche Beziehungen mit Albanien sichert. Wenn Montenegro die Landschaft von Rožaj und das mittlere Limgebiet mit Berane und Bjelopolje sich anzueignen vermag, so sind ihm hiermit im Norden reiche Gebietserweiterungen

geboten. Wer Montenegro kennt, der wird mit Recht bezweifeln, ob das Land kulturell auf einer derartigen Höhe steht, um weitere Strecken als die hier bezeichneten mit dem nötigen Material von Verwaltungsbeamten, Richtern, Lehrern und Ärzten zu füllen und namentlich auch die genügenden Geld-



Serbische Kirche bei Liplian (auf der Strecke Üsküb-Mitrowitza) in Altserbien.

mittel besitzt, um eine Erschließung durch Wegbauten und Posten vollziehen zu können.

Ziemlich schwierig gestaltet sich die Lösung der Grenzfrage im Osten. Dort in Altserbien, wo der Kampf der Rassen sich oft hartnäckig und schonungslos abgespielt hat, stehen sich albanische und serbische Ansprüche hart gegenüber. Als Kampfpreis fordert Serbien sein „Altserbien". Wie be-

gründet sich diese Bezeichnung, und welche Umrisse hat dieses von nationaler Phantasie aufgebaute Gebiet? Sind seine Bewohner Serben oder Albaner, oder wann herrschte hier das eine oder andere dieser Völker? Welche Trennung baut Rasse, Sprache, Religion zwischen ihnen auf, wann und wie mischten sie sich? Das sind die Momente, die eine nähere Prüfung zur Untersuchung bringen muß.

Die politische und kulturelle Blüte des Serbentums spielte sich nicht in den Landschaften der Morawa ab, in denen das Serbenreich nach der Befreiung vom Türkenjoch zur nationalen Wiedergeburt kam, sondern am Ibar und Wardar, also bedeutend südlicher. Drei- bis vierhundert Jahre etwa, nachdem serbische Stämme in jene Gegenden eingezogen sind, taucht ein serbischer König auf, dessen Herrschaftsbereich in jenen Gebieten gelegen sein muß, die von den Quellflüssen des Weißen Drin bewässert werden, also zwischen der Mokra Planina im Norden und dem Schahrdag im Süden sich erstrecken. Dieser Stefan Nemanja wird von seinem Bruder, dem heiligen Sawa, gekrönt, der auch dem geistig-kirchlichen Leben einen Mittelpunkt durch Gründung eines autonomen Erzbistums Ipek (1219) gegeben hatte. In jenen fruchtbaren Gegenden erstarkt, rücken die Serben erobernd südwärts vor, zunächst (unter Urosch II. 1282 bis 1321) nach Nordmazedonien, dann (unter Stefan Duschan 1331 bis 1355) nach Südmazedonien. Ja, auch Albanien, Epirus und Thessalien kommen unter Botmäßigkeit Duschans, der die Kaiserwürde annimmt. Die Abhängigkeit Ipeks vom Konstantinopler Patriarchat wird aufgehoben. Schon Ende des 13. Jahrhunderts war die Residenz des Serbenreiches südwärts verschoben worden, nämlich nach Skoplje, dem heutigen Üsküb.

Diese unanfechtbaren geschichtlichen Daten lehren, daß das serbische Kernland, die Wiege des Serbentums, am Ostfuß der albanischen Alpen lag, und zwar in jenen Kesseltälern, deren Hauptorte Ipek, Djakowa, Prisren und Mitrowitza darstellen. Die Einwanderung der Serben in diese Gebiete wird damals eine Zurückschiebung der illyrisch-albanischen Bevölkerung in die westlichen Gebirgsketten zur Folge gehabt haben. Das weitere Vorrücken in die südlicher gelegenen Landschaften jedoch zeigte jetzt die erste Mischung mit den älteren Bewohnern. So gehen wohl in den Gegenden von Kalkandelen und Dibra (südlich des Schahrdagh am linken Ufer des Schwarzen Drin) im 14. Jahrhundert die ersten Vereinigungen zwischen serbischem und albanischem Blut zurück.

Nicht lange währte die serbische Glanzzeit. Das großserbische Reich zersplittert in Teilfürstentümer. Die Mehrzahl von ihnen unterliegt 1389 den Türken auf dem Amselfelde. Aber noch drei Jahrhunderte behauptet sich die serbische Bevölkerung im Kernland zwischen Ibar und Warder. Sie ließ nichts unversucht, um ihre Sitze zu bewahren und rief hierzu selbst fremde Hilfe, nämlich die der habsburgischen Monarchie, an. So besetzte auf ihre Veranlassung Markgraf Ludwig von Badens Unterfeldherr Piccolomini 1689 Prisren, zog sich aber bald wieder zurück, da er einsah, daß der Nordwesten der Balkanhalbinsel den Türken nicht mehr zu entreißen war. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts lichtet sie sich, und zwar durch Auswanderung. 1690 führt der Ipeker Patriarch Tschernojewitsch mehrere hunderttausend Seelen — es heißt siebenunddreißigtausend Familien — nach Südungarn.

In die Lücken rücken jetzt die Albaner des Hochlandes ein. Von den Türken begünstigt, die selbst zu einer Koloni-

sation im Norden der Balkanhalbinsel keinen hinreichenden osmanischen Volksüberfluß haben, dienten diese schon vor 1690 — vor allem die zum Islam bekehrten Elemente — als Sturmbock gegen die serbische Bevölkerung. Jetzt entwickeln sich allmählich die sozialen Verhältnisse, wie sie in Altserbien

Schöpfbrunnen in Liplian (auf der Strecke Üsküb-Mitrowitza), 20 km südlich von Prischtina (Altserbien).

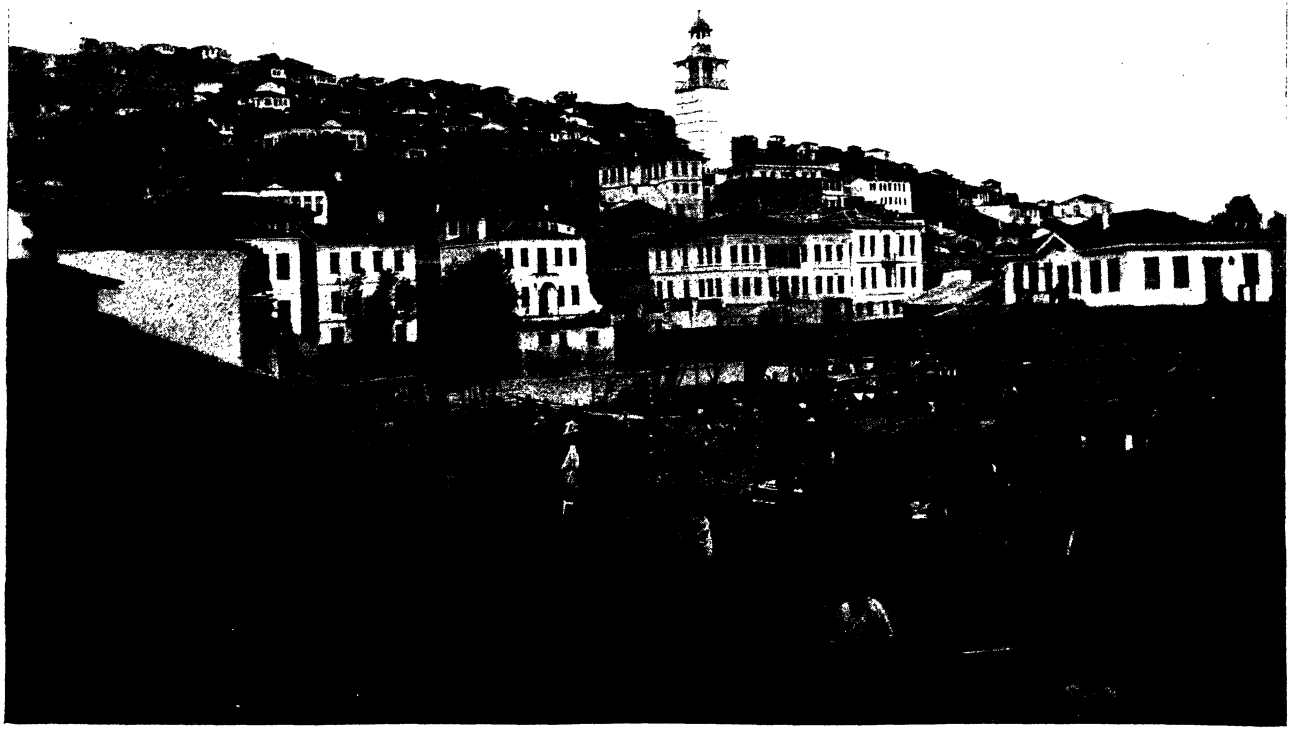
zu Beginn des Balkankrieges vorlagen. Grund und Boden fällt dem eindringenden Herrenvolk zu; die zurückgebliebenen Serben werden ihre Hörigen. Die Machtstellung der Einrückenden führt zu einer weitgehenden Albanisierung. Herrenburger, die sogenannten Kulas, bauen sich über den Dorfschaften auf wie im albanischen Stammland, die Sippengliederung und mit

ihr die Stammesfehde und die Blutrache greift auch unter ursprünglich serbischen Elementen Platz, kurz das politische und soziale Leben nimmt albanisches Gepräge an.

Wohl eint sich hier und da durch Heirat albanisches und serbisches Blut, aber doch nur auf dem Lande. Die albanischen Nobili halten sich rein. Ihre Typen (hochgewachsen und vielfach blauäugig und blond) repräsentieren selbst an der weitesten Außenlinie wie in Mitrowitza den illyrischen Schlag der Hochgebirgsgaue. Die Albaner in jenen Gegenden — nach dem Bekenntnis durchweg Mohammedaner — machen den Eindruck von reinrassigen Schkipetaren. Einen Serben von einem Albaner zu unterscheiden, fällt, trotz der fast gleichen Kleidung der beiden, auch dem Laien dort nicht allzuschwer. Die verwegen und kühn geschnittenen Gesichter, sowie die Hakennasen lassen sogleich den unbotmäßigen Arnauten erkennen. Daß die Arnauten in diesen Gebieten von den Serben abstammen, welche nach der Schlacht von Kossowo dem Sultan sich unterwarfen und zum Islam übergingen, dürften mit Arthur Evans („Die Balkanländer von Emil von Laveleye, I. Band, Anhang 1, Altserbien") heute wohl nur die Serben behaupten. Die Reinrassigkeit der dortigen Albaner bezeugt auch Östreich, der in seiner Studie „Makedonien und die Albanesen" (Frankfurt a. M., 1913) sagt: „während im Westen, also in Skutari, brünette Albanesen wohnen, von einem dem edelsten italienischen nahestehenden Typus, waren die Albanesen des Ostens, die von Ipek und Mitrowitza, blond und blauäugig, und in nichts, sagen wir, von süddeutschen Landbewohnern zu unterscheiden. Wahrlich ein anderer Volksstamm als die bulgarischen Slawen Südmakedoniens oder die Serben des Ibartals."

Die serbische Sprache hält sich mehr oder weniger in einzelnen Gauen; auch die Albaner beherrschen sie, aber mit Volksgenossen sprechen sie albanisch. Solche Verhältnisses haben sich in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in allen den Strichen eingestellt, die innerhalb einer Linie liegen, die unter Berührung von Ipek, Mitrowitza, Prischtina, Wranja, Kumanowa, Skoplje (Üsküb), Struga, Ochrida einen Halbkreis nach Osten beschreibt. Mit dem russischen-türkischen Kriege beginnt eine Reaktion des Slawentums gegen die albanische Herrenstellung. Der Friede von San Stefano will in Makedonien die bulgarische Herrschaft bis zum Schahrdagh und zum Schwarzen Drin aufrichten, also Üsküb, Dibra, Struga, Ochrida und Monastir einverleiben und im Norden den Albanern das Plawa- und Gussinjebecken entziehen. Gegen diese slawische Gefahr erhebt sich die albanische Liga. Die nordalbanische tagt 1879 in Ipek, 1880 in Prisren, die südalbanische 1879 in Jánina, beide vereinigt 1880 in Dibra. Gerade an der bedrohten Ostlinie also pflanzt man die albanisch-nationale Flagge auf und, indem man Ochrida zur Hauptstadt des künftigen Großalbaniens ausersieht, bekundet man Ansprüche auf das westliche Makedonien.

Skizzieren wir die Verbreitung albanischen Volkstums, so ergibt sich für die Gegenwart folgendes: In Altserbien und im nördlichen Makedonien stellt eine Linie die äußerste Zone des östlichen Vorrückens des albanischen Blutes und Einflusses dar, die folgende Punkte miteinander verbindet: Mitrowitza, Prischtina, die Ilia Planina südlich von Wranja am Südzipfel des heutigen Serbien, Kumanowa, Üsküb, Monastir. Eine zweite innere Linie, die als Ostgrenze des geschlossen sitzenden Albanertums anzusehen ist, läßt sich von Ipek über



Marktplatz von Köprülü am Wardar.

Djakowa, Prisren, Kalkandelen (Tetowo) nach Dibra ziehen. In den Gebieten, die zwischen dieser inneren und äußeren Zone liegen, ist der Albaner in den Städten ziemlich stark, auf dem Lande numerisch aber schwächer vertreten, freilich meist als Großgrundbesitzer, also oft in ausschlaggebender Stellung. Je weiter wir gegen Osten nach der Ibar, dem

Üsküb (Skoplje). Brücke über den Wardar und Burghügel.

Nebenflusse der serbischen Morawa, und dem Wardar, nach Kumanowa, Üsküb und Köprülü zu rücken, desto dünner sind sie inmitten der Slawen gesät.

Westlich der von Ipek zur Baschtrik-Planina südwärts sich ziehenden Ketten und westlich des Schwarzen Drin (von seiner Vereinigung mit dem Weißen Drin bis zu seinem Ausfluß aus dem Ochridasee bei dem Städtchen Struga) haben sich die Albaner in vollkommener Rassereinheit erhalten. In

diesen von fremden Einflüssen unangetasteten Hochlandsgauen liegt ihre eigentliche Heimat und Stärke.

So unbestreitbar also die historischen Anrechte Serbiens auf ihr altes Stammesland, so unverkennbar überwiegt dort heute und dies seit sechzig oder hundert Jahren der Albaner. Wo soll nun bei dieser Gegensätzlichkeit der Ansprüche und Rechte die Grenze gezogen werden? Bedenklich erscheint es von allgemein politischen Erwägungen aus, dieselbe zu weit nach Westen zu verlegen. Denn hart am Westfuß der albanischen Nordsüdketten liegen gesegnete Fruchtkessel (so die Ebenen von Metoja, Madrima und Tetewo) und inmitten derselben oder an ihrem Rande wichtige Städte wie Ipek, Djakowa, Prisren und Kalkandelen. Alle diese Städte den Serben auszuliefern, bedeutet also, die Albaner in ihre rauhen Berge zurückschieben, sie ihrer Kornkammern zu berauben und ihren kulturellen und wirtschaftlichen Regungen, die in jenen von der Natur begünstigten Tieflanden sich entwickeln können, den Lebenskeim abzuschneiden.

Unter solchen Verhältnissen muß versucht werden, eine natürliche Grenzscheide zu finden, die sich auf einer versöhnenden Mittellinie hält. Eine solche ergibt sich, wenn wir vom Nordostwinkel des Mokragebirges den Bergkämmen folgen, welche die Wasserscheide zwischen dem Weißen Drin und der Ibar mit ihren südlichen Seitenflüssen bilden (Baschtrik Planina). Eine derartige Grenzlinie stößt rechtwinkelig auf den Schahrdagh, der einerseits mit den südlich bis zum Ochridasee sich bewegenden Ketten die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Drin und dem Flußgeäst des Wardar darstellt. Solche Teilung gibt den östlichen Teil von Altserbien mit Mitrowitza, Prischtina, Kalkandelen, Üsküb (Skoplje) und

Kumanowa den Serben, läßt aber das in sich zusammengehörige, vom Weißen Drin und seinen Nebenflüssen bewässerte Fruchtbecken von Metoja und Podrima den Albanern. Ebenso teilt es ihnen auch einen schmalen Landschaftsstreifen am linken Ufer des Schwarzen Drin zu, dessen Hauptort das wegen seiner fanatischen mohammedanischen Bevölkerung oft genannte Dibra ist. Die serbischen Bestrebungen jedoch gehen dahin, über diesen natürlichen Grenzwall der Gebirge westwärts zu steigen, sich die vom Weißen Drin durchzogene breite Kornkammer anzueignen, zum mindesten ihren östlichen Teil, dessen Mittelpunkt die Zitadellenstadt Prisren abgibt. Ebenso beanspruchen die Serben die Landschaft von Dibra, wollen also nur die Wasserrinne des Weißen und Schwarzen Drin als Grenzmarke gelten lassen. Besteht Serbien auf Prisren, so wird an Stelle oben genannter Wasserscheidenmarke der Weiße Drinlauf als beide Sphären trennend herangezogen werden müssen, wenigstens von Ipek bis zur Breite von Prisren*).

Weiter im Süden macht die Legung von Grenzmarken keine erhebliche Schwierigkeiten. Bulgarien will schwerlich eine Herrschaft über Gebiete gewinnen, die nicht von slawischen Siedlungen gefüllt sind. Was also die weiterhin gegen Osten zu ziehende Grenzscheide betrifft, so läuft sie künftig wahr-

*) Laut den Beschlüssen der Londoner Konferenz vom 26. März zieht sich die Ostgrenze längs des Weißen und Schwarzen Drin, liefert außerdem das Becken von Djakowa den Serben aus. Vier wichtige wohlhabende Städte Ipek, Prisren, Djakowa und Dibra sind also Albanien entzogen, so daß es sehr fraglich bleibt, ob das östliche Albanien sich wirtschaftlich und kulturell entwickeln kann. Das slawische Element hat in dem ihm nicht abgerungenen Gebiet alsdann die Macht und wird sie zur Verdrängung des albanischen Volkstums zu benutzen wissen. Daran werden die Serben keine „Garantien" zu hindern vermögen!

scheinlich längs des Westufers des Ochridasees und bewegt sich von der Südspitze dieses Seebeckens zum Südufer des zweiten der makedonischen Seen, nach dem von Presba. Von hier schiebt sich bis nach Kastoria eine schmale mit Albanern besetzte Landzunge, die westlich am Nordfluß des Grammos-

Griechen am Bahnhofe von Karaferia (an der Eisenbahnlinie Salonik—Monastir).

gebirges endet. Letzteres selbst, meist von Kutzowalachen bewohnt, scheidet gegen Osten die Albaner von den Griechen, die nordwärts in Makedonien bis zur Breite von Kastoria und Karaferia die Oberhand haben. Nach den Berichten der Reisenden, so nach den Beobachtungen von Weigand (Die Aromunen, Leipzig 1895), befinden sich die Albaner am Südufer

des Presbasees nach Kastoria zu, ebenso wie am West- und Nordufer des Ochridasees, im lebhaften Vordringen, ja, auch in der Dibragegend.

Während im östlichen Albanien die Blätter der Geschichte vergangener Jahrhunderte mit ihren Kampf- und Machtfragen einiges Licht in das Wirrsal serbischer und albanischer Ansprüche werfen, sind es im Süden kulturelle Momente, die für die Entscheidung ins Gewicht fallen, wie weit die Hellenisierung fortgeschritten ist und daher dem Griechentum geistig eroberte Gebiete zuzuerkennen wären.

Eine einheitliche Schriftsprache fehlt noch den Albanern. Die Versuche, das südliche Gegisch zu demjenigen Dialekt zu erheben, der eine Verständigung zwischen dem nördlichen Gegischen und dem südlichen Toskischen ermöglicht, sind bisher ohne durchschlagenden Erfolg geblieben*). So hat die albanische Literatur noch nicht einmal die Ansätze zu einer Entwickelung gezeigt. Ja, aber die Verhältnisse liegen auf dem Gebiete des Schriftwesens noch ungünstiger. Die Albaner haben es noch nicht einmal zu einem einheitlichen Alphabet**), geschweige denn zu einer einheitlichen Orthographie, gebracht. So schreiben die albanischen Schriftsteller meist in der Sprache, von der sie ihre literarische Bildung geschöpft haben (Türkisch, Serbisch, Italienisch, Französisch, Griechisch), und wird in den

*) Auch Gustav Weigand legt seiner kürzlich erschienenen Grammatik (Leipzig 1913) den südgegischen Dialekt zugrunde und ist der Meinung, daß dieser, der das zwischen Elbassân, Durazzo, Kroja, Dibra und Struga gelegene Gebiet beherrscht, eine vermittelnde Stellung bald erringen wird. Durch die Eröffnung eines Lehrerseminars in Elbassân ist die Grundlage für weitere Bestrebungen nach dieser Hinsicht gegeben.

**) Der Albanerkongreß zu Monastir (1908) sprach sich für Einführung lateinischer Lettern aus, ohne daß im mittleren und südlichen Albanien dieser Beschluß überall durchdrang.

wenigen albanischen Schulen eine verschiedene Orthographie gelehrt. Die Türken suchten insbesondere in den letzten Jahren den Albanern in den neugegründeten Schulen das arabische Alphabet aufzuzwingen, eine Verschmelzungspolitik, die auf entschiedenen Widerstand stieß. Dazu ist gerade dieses am wenigsten geeignet, die Laute des Albanischen in geeigneter Weise zum Ausdruck zu bringen. 1907 machte angesichts der unter den Literaten Albaniens ausgebrochenen Fehden um die Orthographie der österreichische Forscher Baron Nopcsa die charakteristische Bemerkung, daß infolge der zahlreichen Parteiungen der Alphabetenapostel vielleicht mehr Orthographien in Albanien existieren, als des Lesens Kundige. Dieses Wirrsal der Alphabete und Rechtsschreibungen macht es selbst den Gebildeten schwierig, Dokumente und Briefe in albanischer Sprache zu lesen und zu verfassen.

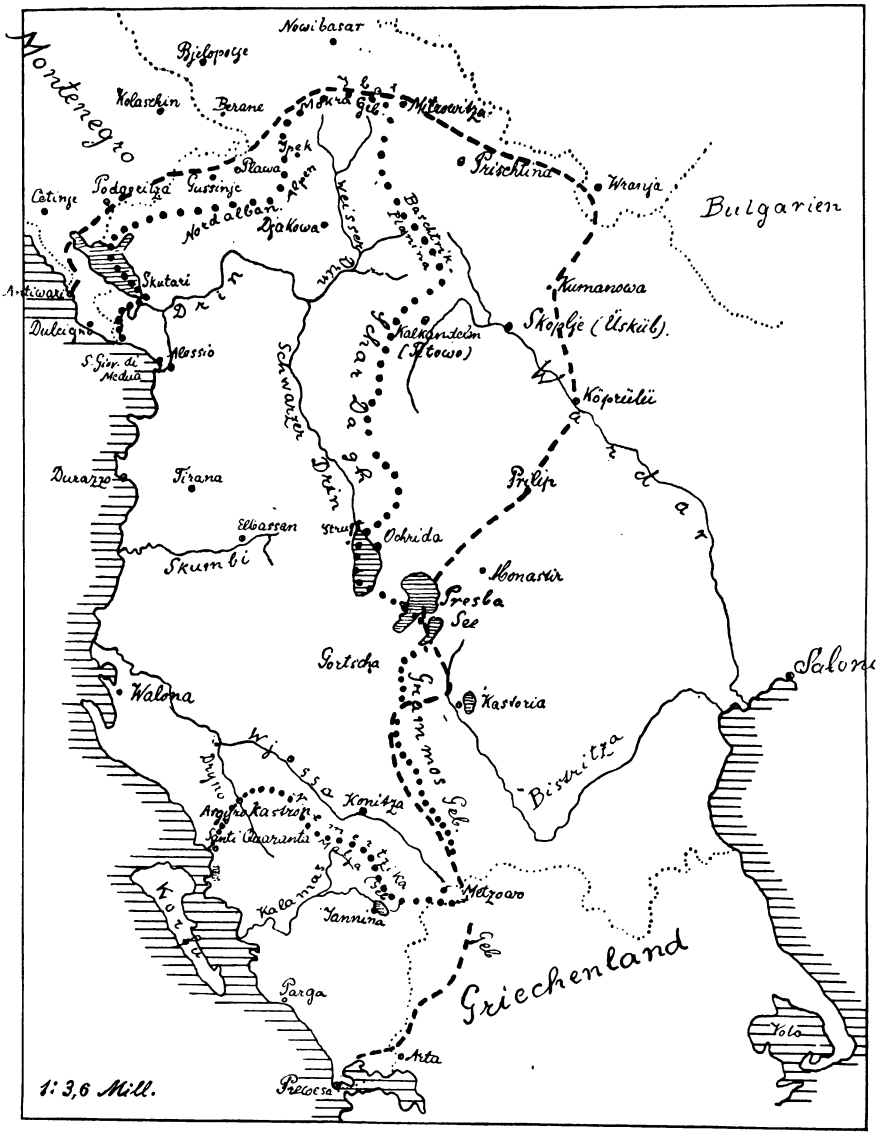
Diese Verhältnisse haben die Griechen im südlichen Albanien seit langem in geschickter Weise dazu benutzt, um die geistig regern Elemente zur griechischen Bildung und damit zum griechischen Handel heranzuziehen. Das gleiche religiöse Bekenntnis hat zudem diese kulturpolitische Arbeit ungemein begünstigt*). Auch in der Tracht hat sich das Wesen der Hellenisierung bekundet. Der Albaner der Südgaue trägt die Fustanella, die weiberartige Rockhose des Griechen. Der Toske, verhältnismäßig gebildeter als der Gege, schreibt mit griechischen Lettern. Wenn wir die Karte der zwischen dem Pindusgebirge und der langgestreckten Korfu-Insel gelegenen Land-

*) Charakteristisch für die Erfolge der im Interesse des Griechentums arbeitenden kirchlichen Propaganda ist z. B. der Umstand, daß die orthodoxen Südgegen sich des mit griechischen Lettern geschriebenen Toskischen (Dialekt von Kortscha bez. Koritza) bedienen!

schaften betrachten, so sehen wir griechische Stadt-, Fluß- und Bergnamen in der Überzahl. Wie weit nun in der Tat diese

Kutzowalache (Dakorumäne).

Hellenisierung geführt hat, ob sie es bis zu einer tiefgehenden Entnationalisierung brachte, so daß diese Elemente eher zu Griechenland denn zum neuen Albanien neigen, ist eine



..... Gegenwärtige Staatsgrenzen.
- - - - - - Weiteste Umgrenzung der Sitze albanischen Volkstums.
••••••• Natürliche Grenzen für ein künftiges Albanien.

schwer zu beantwortende Frage. Die Berichte der Reisenden sind so verschieden, daß sich ein maßgebendes Bild nicht gewinnen läßt. Unleugbar ist, daß in den letzten dreißig Jahren das Nationalbewußtsein bei den Albanern des Südens ebenso erwacht ist wie bei den dakorumänischen Gemeinden im Pindus- und Grammosgebirge, das bald auch von außen her eine Stütze und Anfeuerung erhielt. 1864 stand die erste Hilfe von vierzehntausend Franken für die südrumänischen Schulen im Budget des Fürstentums Rumänien, 1880 wurde ein rumänisches Gymnasium in Monastir, 1886 in Jánina eröffnet.

Wenn Griechenland gegenwärtig die Ssandschaks Janina, Prewesa und Gumenitza ganz, ferner die Bezirke Konitza und Kolonia, sowie die Hälfte des Bezirks Staria im Sandschak Koritza fordert*), so beansprucht es mit Ausnahme der die Bucht von Walona umlagernden Gebiete alles Land, das südlich der Wjossa und seines von Grammosgebirge kommenden Nebenflusses, der Deschnitza, gelegen ist. Das ist so ziemlich alles Gebiet der mit griechischer Kultur durchtränkten toskischen Stämme Albaniens. Griechenland vergißt bei derartigen Ansprüchen völlig, daß die so umschriebene Zone lediglich die Gegenden bezeichnet, in denen Griechenland durch Kirche und Schule seine Einflüsse seit längerem zu betätigen versuchte. Albaner vorwiegend reiner Abstammung sind es jedoch, die mit Ausnahme der südlichsten Gaue jene Landschaften füllen.

Wie die Grenze im Süden ausfällt, wird wohl von den militärischen Erfolgen abhängen, die Griechenland bei Jánina noch zu erringen hat. Entweder eine vom Jáninasee den Fluß-

*) Nach griechischen Behauptungen wären von 416000 Bewohnern dieser Landstriche 316000 Griechen.

lauf des Kalamas folgende Linie wird hier die Grenzscheide abgegeben oder, wenn die Verhandlungen für Griechenland günstiger ausfallen, rückt sein Bereich bis zum Nemertzikagebirge und nach Argyrokastro am Drynoflusse.

Eine Linie, die auf dem Kamme der Ketten läuft, die vom Pindusstock in nordwestlicher Richtung sich zur Einmündung des Dryno in die Wjossa bewegt (Nemertzika Malja, d. i. Berg), dann nach dem Hafenörtchen Chimara (eventuell südwestlich vorspringend nach Santi-Quaranta) läuft, dürfte in solchem Falle südwärts die geeignete natürliche Grenze zwischen Griechenland und Neualbanien darstellen *). Immerhin wird man aber wohl mit Sicherheit damit rechnen müssen, daß Griechenland den südlichsten Teil Albaniens erhält, also die siebzig bis hundert Kilometer breite Zunge Landes, die zwischen dem griechischen Epirus und der Insel Korfu gelegen ist.

Im Südostwinkel Albaniens, namentlich im Grammosgebirge und an den Wjossaquellen im Gebiet von Metzowo, hausen in ansehnlicher Zahl die Dakorumänen, deren Einbeziehung in Griechenland den rumänischen Wünschen im Königreich wie in diesen Dörfern stark zuwiderläuft. Ist man doch in berechtigter Weise in Rumänien wie in jenen Gemeinden

*) Am 7. März erfolgte die Einnahme von Jánina durch die Griechen und eine Woche später waren sie in Argyrokastro, Premeti und Tepeleni eingerückt. Letzteren Ort, am Zusammenfluß des Dryno und der Wjossa gelegen, bezeichneten sie als Nordpunkt ihres Neugewinnes im Westen. Auf der Londoner Konferenz schlug Griechenland folgende Grenzen vor: von der Adria bei Chimara nach Tepelini und dem Zusammenflusse des Dryno und der Wjossa, letzteren Fluß aufwärts bis nach Klissura, von dort auf dem Kamm des Dangligebirges nordöstlich nach Koritza und von hier an das Südufer des Ochridasees. Viel mehr wie ein Drittel der beanspruchten Territorien dürften die Griechen wohl nicht erlangen. Auch im Süden wird allerdings eines der wichtigsten Volkszentren: Jánina dem künftigen Albanien wahrscheinlich entzogen werden.

der Überzeugung, weniger einer großalbanischen als einer großgriechischen nationalen Propaganda unterliegen zu müssen. So wird man jedenfalls geneigt sein, das Quellgebiet der Wjossa und ihren Oberlauf nach Albanien einzugliedern. Auch der Albanerkongreß zu Triest stellte als dritte seiner Hauptforderungen die Einverleibung der Kutzowalachen in das neue Albanien auf*).

* * *

Seit dem November 1912 halten die vereinigten Heere der Serben und Montenegriner Altserbien mit seinen wichtigsten Siedlungen besetzt; schrittmäßig geht auch die Unterjochung des zentralen Albaniens vor sich, wo die Serben ebenfalls noch im verflossenen Jahre in Dibra, Elbassân, Tirana und Durazzo einzogen. Ebenso bemächtigten sich dieselben, von den montenegrinischen Truppen der Taraboscharmee unterstützt, sowohl des Hafens San Giovanni di Medua wie des Städtchens Alessio. Die europäischen Mächte, die sich die Schaffung eines albanischen Staates zum Ziele setzten, sahen alledem mit verschränkten Armen zu.

Und die Albaner selbst? Nirgends eine große starke Erhebung gegen den slawischen Erbfeind von seiten eines Volkes, dessen Heimatliebe und ungebärdiger Trotz so vielfach gerühmt wird; hier und da Scharmützel, aber kein heftiges Ringen, bei dem die ganze Volkskraft einsetzt. Diese Tatsache gehört zu den Überraschungen des letzten Krieges. Sind das dieselben wehrhaften Albaner, die so oft für Vernichtung ihrer Gegner von den Bergen herniederstiegen, wenn ihnen die Fremdherr-

*) Die Dakorumänen sandten eine Abordnung Anfang März nach London, um der Konferenz ihre Wünsche vorzutragen.

schaft drohte, jene Albaner, die den Türken durch Jahrhunderte viel zu schaffen machten, zu deren Bezwingung noch 1911 30 000—40 000 gut geschulte türkische Truppen unter Führung eines Schefket Torgut nötig waren?

Mit manchem Kenner Albaniens und mit Albanern selbst habe ich über diese merkwürdige Wendung der Dinge mich mehr denn eine Stunde unterhalten. Die letzteren entgegneten: Wenn man sich gegenwärtig der Eindringlinge nicht erwehre, so habe das seinen guten Grund. Solange man nicht wisse, wer endgültig die Oberhand gewinne und inwieweit die Großmächte die Balkanstaaten oder die Türken stützten, ist es unklug, sich für die einen oder die anderen zu erklären, die Waffen zu ergreifen und zu fechten. Das würde unnütze Aufopferung und Schwächung bedeuten. Irgendeine Organisation der Gegenwehr sei von den nationalen Verbänden noch nicht unternommen worden, auch keine Losung ausgegeben!

Der Mangel jeder einheitlichen Führung, eine Folge der Stammeszersplitterung, das war wohl die Hauptursache, warum nirgends die Sammlung einer größeren albanischen Streitmacht erfolgte. Der Zerfall in religiöse Parteiungen und die Stimmungen der christlichen Albaner, besonders im südlichen Albanien, hemmtem die Tatkraft. Nur die islamischen Albaner zogen ins Feld, allerdings mehr aus religiösen Gründen, denn aus Liebe zum Türken — daher ziemlich lauen Herzens und nicht in vollen Scharen — und verstärkten die Garnisonen der größeren Städte. Türkische Kopflosigkeit und der Mangel jeder Initiative unter dem Offizierkorps führten dazu, daß der Widerstand auf der westlichen Balkanhalbinsel ein unrühmlicher war. Nur Skutari machte dank der Persönlichkeiten von Essad Pascha und 'Alî Risa Bey eine Ausnahme. Moham-

medanische Albaner machten auch in Jánina die Hauptzahl der Mitkämpfer aus.

Wird nun dieser albanische Partikularismus auch den Todeskeim in das neue Albanien tragen? Wird nicht jedermanns Hand in einem notwendigerweise durch starke Hände regierten größeren Gemeinwesen sich gegen jedermann erheben? Ich glaube dies verneinen zu können. Manche Albaner alter Familien haben in türkischen Diensten als Verwaltungsbeamte, Diplomaten und Soldaten hervorragende staatsmännische und militärische Begabung gezeigt. Vermögen diese Kräfte sich für das Wohl des eigenen engeren Vaterlandes, ungehindert und wohlwollend von den Patenreihen Albaniens unterstützt, erst einzusetzen, so dürfte es an fähigen und führenden Persönlichkeiten nicht fehlen. Eine Art Schweiz auf der Balkanhalbinsel wird sich dann entwickeln können. Und Schweizer Vorbilder werden für die Verfassung des neuen Albaniens maßgebend sein müssen. Wie dort die Kantone, werden hier Stämme und Gaue ihre Selbständigkeit zu wahren haben und, zum Volksstaat vereinigt, auch aus ihrem innerlichen Kern heraus kulturelle Weiterbildung zu erreichen und Widerstandskraft nach außen zu betätigen vermögen.

Stolz, tapfer und treu, harmlos-heiter, höflich und außerordentlich gastfreundlich erobert der Albaner schnell die Sympathie des Reisenden. Die unangenehmen Eigenschaften: Neid, Kleinlichkeit, schnell entfachte Eifersucht, rasch aufkeimendes Gefühl der Kränkung sowie ruhelose Rachsucht sind mehr die Kennzeichen unzivilisiert gebliebener großer Kinder als solche übler Naturanlagen. So erscheinen die Albaner als ein stark verwildertes, aber nicht unedles und entschieden bildungsfähiges Volk, das noch einer Zukunft entgegensehen dürfte.

Quer durch das mittlere Albanien von Monastir nach Durazzo.*)

*) Die hier geschilderte Durchquerung Albaniens geschah im Herbst 1902. In überarbeiteter, erweiterter und illustrierter Form dürfte die neue Darstellung gegenüber meiner früher gegebenen Skizze an Wert gewinnen.

Von Monastir nach Ochrida.

Ein kühler, jugendfrischer Morgen grüßt uns, da wir um die fünfte Stunde von Resen ausrücken, dem ersten größeren westlich von Monastir gelegenen Städtchen, das wir am Abend des ersten Marschtages erreichen (862 m). Im Süden, wo die Mulde des Presbasees sich breitet, liegt noch eine graue, von keinem Licht durchschnittene Dunstmasse. Nur einzelne schwarze Bergkuppen erheben sich gleich Inseln aus dämmerndem Meer aus der Nebelschicht empor.

Hart klingt der Hufschlag der Pferde auf dem holperigen Steinpflaster des noch im Morgenschlummer ruhenden kleinen behaglichen Ortes, der sich einer schmalen Bodenwelle anheftet. Ich lasse die Karawane vorausziehen und mustere ihre Glieder. Der „onbaschi" (Korporal), ein graubärtiger Alter, der schon mit recht krummem Rücken im Sattel sitzt, ist eine grundehrliche Haut, die von manchem Strauß die Narben trägt. Aus Eskischehir gebürtig, wurde er beim russisch-türkischen Kampfe in die kleinasiatischen Aufgebote eingereiht und hat seitdem auf mancher türkischen Scholle als Saptieh seine Dienste getan. Die anderen drei, ein Tscherkesse und zwei Pomaken, mohammedanische Bulgaren aus der Strumagegend im östlichen Mazedonien, sind junge geschmeidige Burschen, die zu jeder Keckheit Mut und Laune tragen. Sie machen höchst vergnügliche Gesichter. Denn ein paar Tage zum Geleit eines Fremden durch das Land zu reiten, um auf dessen Kosten zu essen, zu rauchen, Raki zu trinken und die Pferde füttern zu lassen, gehört nicht zu den Lasten ihres Berufes. Freilich haben sie gestern begriffen, daß ich nicht zum ersten Male in der Türkei mit Eskorte reise und für ein

Übermaß von Wünschen nicht zu haben bin. Mein Diener David hat ihnen erklärt, wir empfänden keine Lust, ihretwegen jeden Morgen die Rechnungen des Chandjy auf Gaunereien hin zu prüfen. Der Onbaschi erhalte allabendlich zehn Piaster für den Kopf, die sie zur Bestreitung der gesamten täglichen Kosten ausgeben möchten, wie ihnen beliebe. Nach dem Wert ihrer Dienste erwarte sie in Elbassân, bis wohin ich mir ihr Geleit vom Wâlî (Gouverneur) in Monastir erbeten hatte, bei der Verabschiedung ein gebührlicher „bakschisch". Wer nicht hinlängliche Erfahrung hat und diese Leute nach Gutdünken in den Chans schalten läßt, der kann beim Aufbruch in der Frühe eine stattliche Reihe von Zahlen für Genossenes und Nichtgenossenes, und alles zu doppelten Preisen berechnet, auf der Rechnung aufmarschieren sehen. Und den Chandjys gegenüber werden die Saptiehs selten Spielverderber.

Arsslân Ramadhân aus Tirana, unser „kiriadjy" (Pferdevermieter), ist ein sonderbarer Kauz. Mürrisch schaut er drein und gibt fast weinerlichen Tones seinen Treibern die nötigen Befehle; aber er scheint, wie ich schon gestern beobachtete, sein Gewerbe trefflich zu führen. Seine Luchsaugen haben auf jedes Ding ein wachsames Auge. Nur ein derbes Scherzwort vermag sein Gesicht zu erhellen. Oft genug ahmen die Saptiehs oder unsere Diener, wenn sie ihn beim Namen rufen, seine wunderliche Klagestimme nach, ohne daß er sich im mindesten durch diesen Spott berührt fühlt.

Aus den Pflanzungen, die Resen umgürten, zieht es wie ein Atem reifender Früchte empor. Wo das Auge verweilt, schmiegen sich den leichten Schwellungen des Bodens Rebenkulturen an, hohe Ahornstämme mit dichtem Laubwerk

Eine Hauptstraße in Monastir.

ranken sich zahlreich auf und Obstbäume scharen sich zu kleinen Hainen. Es ist, als ob unter der Erde reiches, nährendes Wasser sickert. Wie ganz anders bietet sich die Landschaft als am Tage vorher in der von Osten nach Westen ziehenden Strecke mit ihrem Kreidestaub, ihren kahlen Berghängen, die wir von Monastir bis kurz vor Resen begangen haben. Ein Luftzug hat den Nebel vom See gehoben, und gleich einem langen weißen Geisterarm schimmert, noch nicht vom vollen Sonnenlicht übergossen, sein nach Süden sich dehnender Spiegel. Mehr und mehr treten die Bergketten, die in mächtigen, von Nord nach Süd strebenden Reihen das Presbabecken umschließen, aus dem dunstigen Wolkenschleier hervor. Der Rücken des 2000 Meter hohen Petrinagebirges, das wir statt der nördlich es umgehenden Fahrstraße auf schwierigen Pfaden überwinden wollen, um in die Mulde des Ochridasees hinabzusteigen, säumt sich in der Morgensonne mit mattroten Bändern.

Nach einstündigem Marsche über die sanften Schwellen der Ebene beginnt nun der Aufstieg. Die Packtiermanieren unserer Gäule von nicht sonderlich edlem Geblüt haben uns bisher des öfteren in empfindliche Mißlaune versetzt. Gewohnt, von den Warenlasten auf den Rücken in ihren Lüsten und Launen wenig gehindert zu sein, recken sie manchmal urplötzlich den Kopf tief zu Boden, ein appetitliches Kraut aus der Erde zu rupfen. Notizheft und Routenbuch in der Hand haltend, habe ich den Zügel nur lose über dem linken Arm, und wenn das Ablesen vom Thermometer oder Barometer oder der Einblick in die Karte meine Aufmerksamkeit ablenkt, so stehe ich bei derartigen sonderlichen Mucken meines Braunen in der ständigen Gefahr, über den Hals hinweg zu Boden

zu schießen. In der Ebene habe ich diesen Purzelbaum schon zweimal ohne Folgen für meine Knochen gemacht, nun aber liegen Felsblöcke aller Formen umher und steht Abgrund nach Abgrund am Wege. Europäische Sättel haben wir in Monastir nicht auftreiben können. Ich selbst bin auf dem einheimischen Holzgestell, das hohl dem Rücken des Tieres aufliegt und durch übergebreitete Decken in seiner Härte für die Sitzmuskeln weniger fühlbar gemacht werden soll, infolge früherer Übung leidlich sicher, aber meinen Reisegefährten will es schwer gelingen, die Beine säbelartig um diesen bauchigen Sattel herumzubiegen.

Südslawin aus der Monastirgegend.

Jetzt allerdings erkennen wir die Vorzüge unserer borsten-

haarigen, unansehnlichen, ja geradezu ruppigen Gebirgspferde, denen kein tänzelndes Paraderoß nachzueifern imstande ist. Mit festem Tritt überwinden sie das lockere Geröll, vorsichtig für die Vorderfüße den Ort zum Aufsetzen der Hufe wählend. Die schrägsten Hänge nehmen sie unverdrossen, und auf dem engen Pfad, der oft um die tiefen Senken in schärfstem Bogen führt, wissen sie den Körper geschickt zu biegen und in der Gewalt zu haben. Ganz achtunggebietend gibt sich unsere Karawane, die durch ungeladenen Zuzug, ein paar bulgarisierte Serben aus Ochrida und einen Walachen aus Resen, auf 14 Köpfe anwuchs. Voraus reitet unser alter „onbaschi", seine Pfeife rauchend und ein Lied vor sich hinbrummend. Die Büchse hat er sorglos quer über dem Sattel liegen. Die beiden Serben, die mir eine Weile begeistert von ihrem südslawischen Helden König Marko und der Glanzzeit des stolzen Ochrida phantasiert haben, mustern mit ängstlichem Eifer das Unterholz einer Berglehne, die wir erklimmen müssen. Die Räubergesellen, die sie vermutet haben, entpuppen sich bei näherer Musterung durch den Feldstecher als friedliche, holzbrechende Landleute.

Lebhafter entfaltet sich, indem wir der Paßhöhe uns nähern, die Vegetation. Höher recken sich die Eichen und Buchen, daß wir stellenweise durch schattige Lauben marschieren. Ein Blick rückwärts umarmt noch einmal das Land, dem wir entstiegen sind: Die weißschillernde Fläche des Presbasees mit der bergigen, bewaldeten Halbinsel, die nach Osten sich als dunkler Fleck in die hellen Fluten hineinschiebt, den grünen Fruchtkessel von Resen, dessen Wiesen anmuten, als seien sie eben vom Seewasser verlassen worden, das langgestreckte braune Massiv des Peristeri (neugriechisch „Taube")

bei Monastir (2532 m). Wahrlich einer Taube im Fluge scheint er ähnlich mit dem an der Spitze des Rückens aufsteigenden Haupte und den schrägen, flügelgleich stehenden Abhängen, die bis in den Sommer hinein von schneeigem Flaum bedeckt sind.

Kastanienbäume am Ostufer des Ochridasees.

Unterhalb der Paßhöhe (1615 m), wo die schützenden Arme breiter Kastanien und das laut plätschernde Wasser einer Quelle zur Ruhe laden, machen wir halbstündige Rast. Vergnüglich grasen die Pferde neben uns und werfen trotz den hohen Holzsätteln sich wiehernd auf den Rücken. Einer der Saptiehs feuert im Übermut ein paar Male seine Büchse ab, deren Schüsse das friedliche Schweigen der Landschaft lösen und

ringsum widerhallen. Einige Soldaten kommen alsbald von ihrer oberhalb des Passes gelegenen, der Beobachtung der Gegend dienenden „Qyschla“ (Kaserne, Wachthaus) herbeigestürzt. Eine Lachsalve unserer Saptiehs begrüßt ihren unserer harmlosen Karawane geltenden Eifer und das Spottwort, ob die kleine Kanonade sie aus ihrem Mittagsschlafe geschreckt habe.

Bald haben wir die idyllische Hochwaldeinsamkeit durchwandert. Zwischen Gneis- und Porphyrwänden hindurch führt die eingesenkte enge Gasse des Pfades. Karartige, mit großen Blöcken gefüllte Kessel wechseln ab mit glatten, nackten Felsboden. Nur indem wir die Tiere am Zügel führen, können wir den jähen Abstieg aus solchem Terrain bewerkstelligen. Die Einöde erscheint noch starrer durch das grelle Sonnenlicht, welches rings vom Gestein widerstrahlt. Endlich wird innerhalb des in der Tiefe vor uns sich eröffnenden Landes ein grauer Kegel sichtbar. Immer deutlicher taucht derselbe aus der braunrot vorgelagerten Ebene hervor; es ist der Hügel, auf dem die alte Burg von Ochrida nistet. Kurz ehe wir im Aufstieg 900 Meter, welche die Paßhöhe über der westlichen Talsohle sich erhebt, mühsam überwunden haben, trifft der Blick zur Rechten auf ein dem Felsen sich eingrabendes Dorf mit hart aneinander gerückten braunen Giebeldächern und zur Linken auf einen festungsartigen Bau, den ein Felsvorsprung trägt. Es ist das Kloster Sweta Petka, dem Istok, der Oheim des Kaisers Justinian, entstammen soll.

Eine von Gärten umrahmte staubige Straße trennt uns noch von Ochrida (680 m), in dessen nördliche Vorstadt wir gegen 2 Uhr mittags einziehen. Die nach dem Garten zu reicher sich öffnenden Fenster, die Holzvergitterungen an der Straßen-

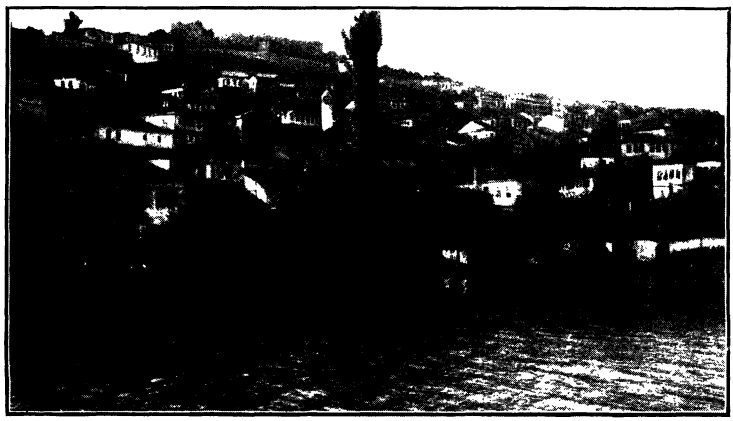
fassade der Häuser verraten, daß die türkische Bevölkerung in diesem Viertel ihren Sitz hat. Zwei Lehrer der serbischen Schule, die hier an der Serbisierung der Bulgaren arbeiten, begrüßen uns. Rote Fahnen mit Halbmond und Stern sind überall aufgehißt. Bunte Wimpel laufen, an Schnüren gereiht, quer über die erste Basargasse, in die unser Weg mündet. Papierlaternen mit aufgemalten türkischen Schriftzeichen, farbige Papiere, zu allen denkbaren Figuren und Formen zurechtgeschnitten, hängen unter den Planen der Läden, zieren Haustüren und Fenster. Eine Jahrmarktsstimmung beherrscht die Menge, die sich schaulustig durch die Gassen schiebt. Sie feiert den Geburtstag ihres Sultans Abdul Hamid.

Unsere Karawane muß eine stillere Seitengasse wählen und über ein grausiges Pflaster, auf dem die Pferde gleiten und rutschen, mühsam auf und nieder klettern. Wir werden zum Seeufer ins „Hotel de Salonique" geführt, für dessen Herrlichkeit mir noch lange eine Erinnerung bleiben sollte. Der Eingang zu seinem über den Stallräumen liegenden Fremdengelaß geht durch fußhohen Mist. Unserem Fenster gegenüber hängen, geradezu mit den Händen zu greifen, blutige Häute in stattlichen Reihen, die von Tausenden emsiger Fliegen umsummt sind. Ein erstickender Duft zieht aus dieser engen Gasse der Fleischbuden herauf. Ein stürmischer Protest verschafft uns ein schmales „odá", von dem aus wir hart vor uns die Nordfläche des Sees, der zwischen dichten Weiden hervorglänzt, zu überschauen vermögen.

Ehe wir uns betteten, überzog ein viertel Pfund Naphtalin Leinen und Kissen mit zartem lieblichen Gelb. Wer ein wenig in heißen Landen wanderte, dem kommen scharfe nächtliche Angriffe unter dem schützenden Dach seiner Herberge nicht

als bemerkenswertes Ereignis. Man ist von den Eindrücken des Tages, von dem vielstündigem Sitzen im Sattel geistig und körperlich ermüdet, sinkt auch auf härtestem Lager alsbald in den Schlaf und überläßt seinen Leib mit orientalischem Gleichmut den armen kleinen Tierchen, die ja auch ihr Leben fristen wollen, mitleidsvoll zur Beute.

So wiegte mich Sorglosen dann ein erster leichter Traum



Ochrida, vom See aus gesehen.

auch schnell im Chan zu Ochrida. Aber ich wollte nicht in festen Schlummer hinübersinken. Am nahen Seeufer plätscherten Ruderschläge. Von den mit rakiseligen türkischen Kriegern bemannten Barken tönte ein „tschok jascha padischah" nach dem anderen zu Ehren ihres Sultans herüber und dann wieder ein Lied und abermals ein Lied, wohl das hundertste seit Sonnenuntergang, aus jämmerlich heiseren Kehlen kommend und kaum mehr vernehmbar nach Text und Melodie.

Mein Freund schiebt und wälzt sich in den Decken und

will nicht zur Ruhe kommen. Er steckt plötzlich eine Kerze an und bricht in einen Ruf des Entsetzens aus. „Was gibt's?" „Wanzen und welche Menge." Ich suche zu trösten und gebe meinen Grundsatz zum besten, daß in solchen Fällen Forschen und Jagen eitel ist. Das Sprichwort, was man nicht weiß, macht nicht heiß, darf hier sich wenden, „was du nicht siehst, dem du entfliehst." Es rumort auf dem Gange, wo Kerîm und David ihre Nachtruhe halten. Wir fragen, was los sei. Die gemeinschaftliche Antwort lautet: „Die Wanzen treiben sie von hinnen." Wenn David und Kerîm deshalb hinunter in den Garten ziehen nnd auf den Holztischen ihr Bett aufschlagen, so muß doch ziemlich arge Fülle an nächtlichen Wegelagerern herrschen. Wahrlich der Schimmer der Lampe zeigt, was die Phantasie sich nicht leicht ersinnen mag. Die Geburtstagsfeier ihres Sultans scheint, was in allen Ritzen Leben hat, alarmiert zu haben. Geradezu in militärischer Ordnung ziehen sie die Wände in die Höhe, hier und da gewaltige Exemplare gleich einem dicken Major zu Pferd an der Spitze der Reihen. Wirklich, nachdem ich dieses Schauspiel genossen, wird auch mir der Schlaf zur Unmöglichkeit. Aber ebenso undenkbar ist es, im Garten sich zu strecken und den nächtlichen Fieberdunst des Sees einzuatmen. Mit einem Stiefel in der Hand, zur Abwehr gerüstet im Bette aufrecht sitzend, verteidigen wir unser kostbares Blut. Ich prophezeie von den Genüssen der Reise, die da noch sich zeigen werden, und wir sind in der Meinung einig, daß in einem Punkte Mazedonien und Albanien sicher ein recht gefährliches Gebiet sein dürfte. Kaum graut der Morgen, so lassen wir durch Kerîm unsere Kiriadjys mit den Pferden zum Ritte rufen, der uns noch heute in die albanischen Berge führen soll.

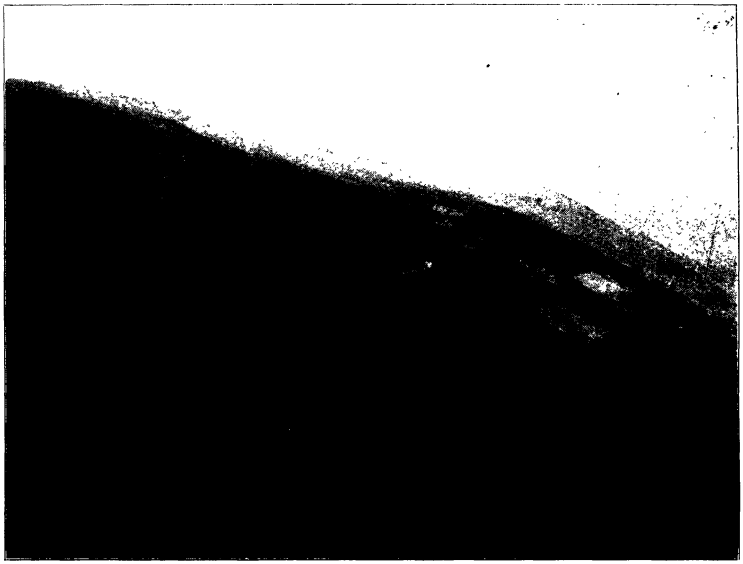
Durch die Gebirgsgaue des mittleren Albanien.

Zwischen den Beckenlandschaften der dessaretischen Seen und dem Unterlauf des Schkumbiflusses liegt ein trotziges Gebirgsland, das mit seinen höchsten Erhebungen in die Hochgebirgsregion hineinragt. Zahlreiche parallele Falten ziehen sich in den östlichen Teilen dieses Landes von Nord nach Süd, während in den westlichen Strichen von der Quelle des nördlichen Schkumbi ab die Bergreihen nach Südwesten abschwenken. Von der Vereinigung der beiden Quellenarme des Schkumbi beginnen auch die von Süden an den Fluß herantretenden Ketten ihre Ausläufer nach Südwesten zu entsenden, so daß der Schkumbi in einem ansehnlichen, nach Westen sich immer mehr erweiternden, beiderseitig von Bergkulissen umrahmten Tale dahinzieht. Da durch die ganze Linie der vom Nordbogen des vereinigten Drin bis zur oberen Wjossa unweit Jánina laufenden Berge kein derartig starker Quereinschnitt sich so weit nach Osten zieht, ist mit diesem Schkumbidurchbruch eine wichtige Gasse von Westen nach Osten geboten, die nur auf einer Strecke von 40—50 km zwischen Struga und der Stelle, wo die Straße bei Wesir-köprü den Schkumbi erreicht, die Überwindung größerer Terrainschwierigkeiten nötig macht. Letzteren Weg zurückzulegen, ist die Aufgabe unserer nächsten beiden Tagesmärsche.

Struga (588 m), dessen schmales Häuserfeld sich an den Ufern des hier aus dem Orchidasee sich ergießenden „Schwarzen Drin" aufbaut, ist schnell durchquert. Auf einer stark der Ausbesserung bedürftigen Holzbrücke überschreiten wir den etwa 15 m breiten Fluß, dessen Wasser von mißfarbenem düsteren Glanze. Einzig albanische Typen sind in den Straßen vertreten, die uns herrischen Blickes mustern. Nicht wie Ochrida stechen slawische

Volksteile durch ihre untersetzten Gestalten und ihre typische Tracht, die reichverbrämte Weste und Wolljacke, als den Ort beherrschend hervor.

Eine halbe Stunde südwärts von Struga beginnt der Anstieg zum Passe von Radohožda, der sich bald recht halsbrecherisch



Auf der Via Egnatia im Gebirgszuge zwischen Ochrida und Elbassân (Abstieg vom Radohoždapasse).

gestaltet. Dichter Eichenwald bedeckt die Hänge. Wo der Weg sich tief in steinübersäte Schluchten eingräbt, halten die Saptiehs es für geraten, die Karawane halten zu lassen und vorauszureiten, um die Sicherheit des Pfades zu erproben. Zugleich kriecht Kerîm vorsichtig durch das Gestrüpp am Wege, um kundigen Sinnes nach Wegelagerern zu spähen. Das unterhalb des Passes gelegene türkische Wachthaus ist nur mit

vier Saptiehs besetzt; 10 ihrer Kameraden befinden sich eben auf einer Streife zum Seeufer, da eine Räuberbande die Dorfschaft Lim mit einer Brandschatzung bedroht. Wir stehen in 1015 m Höhe. Wie ein schmaler Haufen von Salzkristallen schimmert in der Tiefe die Fläche des Ochridasees zu unserer Linken und vor uns richten sich breitgestirnte Kämme zur Höhe von 2000—2200 m auf. An ihrem Fuße liegt inmitten albanischen Volkstums ein Aromunendorf (Langa) und in Waldeseinsamkeit ein ehrwürdiges altes Kloster (Santa Maria). Doch nicht zu diesem streben wir, sondern westwärts hinab in ein weidenreiches Talbecken, dessen Sohle (580 m) erheblich tiefer sich bettet als der Spiegel des Ochridasees (680 m). Einzelne Weiler lehnen sich am Waldessaum an die Berghänge. Durch ein jäh eingeschnittenes finsteres enges Quertal, in das schon nachmittags 4 Uhr die Sonnenstrahlen nicht mehr zu dringen vermögen, zieht sich jetzt die Straße. Ein ungestümes Flüßchen haben wir ein dutzendmal auf schmalen Steinbrücken zu queren, die das Ergebnis allerjüngster Straßenbaukunst sind, aber wohl kaum mehr als ein paar Jahre überdauern werden. Bei beginnender Dämmerung erreichen wir die Stelle, wo aus südlich einmündendem prächtigem Waldtal ein zweites grünes Bergwasser einherrauscht. Es ist der südliche Schkumbi, der nun, mit dem Raikar vereint, in wilden Cañons die zentrale Hauptkette auf seinem westwärts gewandten Laufe durchsägt.

Rauher wird der Charakter des Berglandes. Gewaltige Felsblöcke sind auf die Straße herniedergerollt. Gestrüpp tritt an die Stelle der stolzen Eichenwaldbäume. Die schroffen und zerrissenen Felsen der Kastregion wachsen im verblassenden Lichte zu riesenhaften und phantastischen Formen. Einzelne Trupps bis an die Zähne bewaffneter Albaner betrachten miß-

trauisch unsere in so später Stunde einherrückende Karawane. Verstreut über weite Strecken und ein Stück abseits der Straße liegen die Häuser der Dorfschaft Kjuks. Ihre isolierte und erhöhte Lage zeigt, daß Verteidigungszwecke bei der Wahl des Ortes maßgebend waren. Endlich hat Kerîm es vermocht, uns in einer Kula Unterkunft zu verschaffen.

Dorfschaft Kjuks im Gebirgsland des mittleren Albanien.

Ein paar Kienfackeln, die einige uns bewillkommnende junge Burschen in die Höhe halten, erhellen die rauhe Steinfassade des zweistöckigen schmalen Baus mit seinen wenigen schießschartenartigen Fenstern und der engen niederen Türe. Die Pechnasen und Erker zur Seite, von deren Schießscharten aus die nächste Umgebung bis an die Hausmauer heran durch Flintenfeuer zu bestreichen ist, erinnern an mittelalterliche

Ritterburgen. Auf einer hühnerleiterartigen Holztreppe klettern wir in den Oberstock. Eine Seitennische mit einem engen Fensterloch zeigt, daß sogar für den Fall, daß die Türe vom Feinde gewonnen ist, eine Erstürmung der Wohnräume noch hartnäckig verwehrt werden kann.

Das im zweiten Stock gelegene Gemach, in das ich geführt werde, ist nur wenige Fuß breit und tief. Ein unheimlicher modriger Geruch und eine atembeklemmende Hitze erfüllt den Raum, dem die winzigen Fensterluken kaum einen Hauch frischer Luft zuzuführen vermögen. Eine Lage trockenes Farnkraut kennzeichnet die Ruhestätte. Im Gastzimmer des ersten Stockwerkes flackert vom Kamin eine riesige Flamme auf, deren Rauchmengen nur teilweise den Weg durch den Kamin finden. Zwei Kienfackeln erleuchten zu Ehren des Gastes den Raum. An den Wänden hängen auf langen Haken eine Reihe von alten Feuersteinflinten und modernen Martini- und Mausergewehren; und ein paar roh ornamentierte Tannenholztruhen und ein faßähnlicher Wasserbehälter füllen die Ecken.

Und jetzt stellt mein Gastgeber einen großen Dreifußkessel über das Feuer, in dem bald die Reismahlzeit für die plötzlich eingerückten Gäste brodelt. Dieser, ein hochgewachsener fünfzigjähriger Albaner mit starker Hakennase und pergamentartiger gelber Haut, schüttet aus einem Topfe das siedende Wasser in die Kaffeeschälchen und sein schlanker flinker fünfzehnjähriger jüngster Sohn reicht sie den Gästen. Der sonst so schweigsame Kerîm gerät bald in lebhafte Unterhaltung mit unserem freundlichen Wirte und noch lange Zeit, nachdem ich in mein Schlafverließ die halsbrecherische Holzleiter hinaufgekrochen bin, höre ich das Gespräch, das scheinbar, je freundschaftlicher es wird, desto lauter und erregter sich gestaltet.

Ein schwieriger Marsch nach Elbassân.

Durch dichtes Dornengestrüpp, über weite abschüssige Steinhalden, von denen kleine und große Blöcke polternd nachrollten, gleitend und rutschend, so vollbrachten wir den Abstieg von der mittelalbanischen Bergkette zum Tale des Schkumbi. Fast senkrecht hinab ging der Pfad, von 750 Meter Höhe in einer Wegstunde auf 190 fallend. Da lag er jetzt neben uns mit friedlich plätschernden Wassern der wohlbekannte Albanerfluß, den wir seit Morgengrauen als blinkendes, die Talsohlen schneidendes Band weit unten in der Tiefe erblickt hatten. Wie ein Gluthauch zog uns die warme, von keinem Windstoß durchstrichene Luft entgegen. Die schimmernde Flußwelle lockte zum kühlenden Bade. Aber es war keine Zeit zu langer Ruhe gegeben, wenn wir Elbassân vor Einbruch der Nacht gewinnen wollten. Doch wenigstens bahnten wir uns Weg durch ein Stück sumpfigen Uferstreifens, in den wir bis zum Knie versanken, bis zu dem Felsen, der den engen Flußdurchbruch abschloß, und hielten auf einem großen Steinblock eine kleine Weile Rast. Um unsere Ankunft zu melden und Quartiere in Bereitschaft setzen zu lassen, sandten wir einen unserer Saptiehs mit dem Schreiben nach Elbassân voraus, das uns von der Banque de Salonique an einen albanischen Kaufmann gegeben war. Wie dunstige Wolken hing es um die Höhen; grell zitterte das Licht auf dem Wasserspiegel des Schkumbi, und unruhig flirrte es um die weißen Steinpfeiler der „Wesir-köprü", die in zahlreichen zierlichen Bogen über das Flußbett setzte. Hart an dieses schmiegte sich nun der Pfad. Wenn der Schkumbi, von den Frühjahrswassern gespeist, hoch angeschwollen dahinschießt,

dürfte der Marsch durch die jäh daherrollenden Wellen zu keiner freudevollen Partie werden.

Albaner aus dem Hochtal des südlichen Schkumbi.

Mein Reisegefährte läßt mich durch unseren Kerîm von der Spitze der Karawane zurückrufen. Er fühlt lebhafte Herzbeschwerden und sehnt sich danach, zur Erholung eine halbe Stunde sich strecken zu können. Die Sonne steht schon im Niedergange auf dem Kamme der Höhen in unserem Rücken. Weder Chan noch Dorfschaft ist in der Nähe, und drei Stunden Weg trennen uns noch von Elbassân. Ich mahne denn zum Weitermarsche, wenn auch im langsamsten Tempo. Schritt für Schritt durchmessen die Tiere also das Geschotter, welches auf der Linken vom Flusse, rechts von dichtbebuschten, jäh aufsteigendem Terrain beengt wird. Von Bábia Chan, den wir mittags 1 Uhr streiften, bis zu diesem Augenblick, wenige Minuten nach 6 Uhr, also volle sechs Stunden, sind wir keiner lebendigen Seele begegnet. Jetzt treffen wir auf die ersten Wanderer. Lang hängt die bäuerliche

braune „jakutsi", ein fransenbesetzter Überwurf, von den Schultern, und schmale Lederbänder umschnüren vom sandalenartigen Bastschuh bis zum Knie die rohen, oft durchlöcherten und durchrissenen Beinkleider. Jeder, selbst zehnjährige Burschen, trägt ein langläufiges Flintenrohr unter dem Arm. Einladend sind die Blicke nicht, mit denen wir gemessen werden. Meist bleibt selbst der Gruß unseres albanischen Kawassen Kerîm ohne Antwort.

Es geht in der Tat nicht weiter. Wir müssen Halt machen und unseren Medizinkasten aus dem Rucksack holen. Ich bette meinen Reisegefährten auf eine Rasenfläche, auf der ein junger Albanerbursche einen kleinen Vorrat von Früchten feilhält. Das Tal hat sich geweitet; Buschwerk und kleine Haine füllen seine Ränder. Matt nur erscheinen im ersten Abendlicht die Konturen der weiter und weiter zurücktretenden Höhen.

Wir erstehen einen Haufen prächtiger blauer Weintrauben und erhalten auf einen Silberpiaster noch eine ganze Reihe von dicken Kupfermünzen zurück, Münzen, wie ich sie noch an keinem anderen Teile der Türkei gangbar gefunden habe. Um keinen Preis will der Bursche einen Trunk frischen Wassers holen, nach dem mein Freund inbrünstig begehrt. Weder freundliche Vorstellungen meinerseits, noch das Schelten der Saptiehs wollen ihn zum Laufe nach der nächsten Quelle, die ihm sicher bekannt ist, bestimmen. Ich ahne, warum ihm bangt; er fürchtet, wenn er wiederkehrt, sind seine Trauben in den Taschen der Saptiehs verschwunden. Ich lasse ihm denn durch Kerîm einen „beschlik" (ein Fünfpiasterstück) reichen, das er wiedergeben soll, wenn er seinen Traubenvorrat unangetastet findet. Jetzt springt er wie eine Katze auf den

nächsten Baum, johlt laut in die Weite, wahrscheinlich um seiner nahestehenden, versteckt liegenden Hütte ein Zeichen zu geben, und verschwindet eilends im Dickicht. Nach zehn Minuten ist er mit einem hohen Krug herrlichen Wassers zur Stelle. Der übermütigste der Saptiehs setzt sich neben den Traubenkorb und bietet den kleinen Karawanen, die zu vier und fünf Mann hoch einige Male am Wege auftauchen, die ganze Herrlichkeit für einen Metallik, die kleinste türkische Münze an, ein harmloser Scherz, der selten Verständnis oder scherzhafte Gegenrede, sondern meist bitterböse Blicke findet.

Wir können endlich zum erneuten Aufbruch schreiten. Bald liegt die Nacht auf dem Wege, und mit Mühe halten wir uns auf dem rechten Pfade. Ich lasse die Karawane sich fester zusammenschließen. Ein Saptieh mit dem am besten des Weges kundigen Albaner muß die Spitze nehmen, Kerîm sich hart an das Packtier halten, und zwei Saptiehs haben den Zug zu schließen. Die verschiedentlich kaum zehn Schritt vor uns aus dem Dunkel auftauchenden Trupps von Albanern, die auf dem Heimmarsch nach ihren Dorfschaften der Sicherheit halber fest gegliedert marschieren, mahnen zur Vorsicht. Unsere Lage wird immer peinlicher. Die Finsternis ist so stark, daß man nicht mehr die Hand vor Augen erkennen kann. Die Pferde gleiten und stolpern. Mein Freund vermag sich bei den immer heftiger auftretenden Herzkrämpfen kaum mehr im Sattel zu halten, so daß ich David und einen der Albaner neben ihn beordern muß, die ihn mit den Armen stützen. Jetzt haben die Voranschreitenden den Weg verloren, und machen ratlos Halt. Beim Scheine einer Kerze gebe ich durch den Kompaß die Richtung. Das Rauschen des Schkumbi wird hörbar. Es heißt also, an diesen sich im Notfall halten, da

Elbassân $1^1/_2$ km nördlich des Skumbi sich bettet, und auf jeden Fall der Schein einiger Lichter uns melden muß, wenn wir auf der Höhe des Ortes angelangt sind.

Nun geht es bald über spitze Kiesel durch Rinnsale oder ansehnlich sprudelnde Bäche, die zum Schkumbi fließen, bald durch diesen selbst, daß die zu Fuß Marschierenden bis zum Leib ins Wasser sinken. Alle Augenblicke wird ein Haltmachen vonnöten, bis jeder wieder dicht hinter dem Vordermann Platz gewonnen hat. Eine unheimliche Stille atmet die warme Sommernacht, die nur vom Geräusch geknickter Zweige, vom Anprall eines Tieres auf harten Stein, vom Platschen in Pfütze oder Bach unterbrochen wird. So oft ich, wenn wir vor undurchdringbarem Dickicht stehen, wieder Licht anzünden muß, scheuen die Pferde und weichen erschreckt zur Seite, so daß es geraten scheint, sie möglichst ihrem Instinkt zu überlassen, um gangbaren Boden zu finden.

Bis jetzt haben Arsslân, der Eigentümer der Tiere, und einer seiner Dorfgenossen, ein hochgewachsener blonder Albaner mit gutmütigstem Gesicht, wacker ausgehalten. Nun geraten sie aber in Verzweiflung, da wir immer und immer noch nicht auf die Mauern von Elbassân stoßen. Sie haben sich an den spitzen Steinen des Flußbettes die Füße wund geschnitten und lassen doch nicht ab, mit erhobenem Arm meinen Freund unter die Schultern zu fassen. Auf einmal fangen sie wie auf Kommando beide schrecklich an zu heulen, daß es durch die Nacht gellt. Ich denke, einer hat sich durch Fall oder Schnitt schwer am Fuße verletzt und kann nicht weiter vom Platze. Aber nein, wie Kerîm erfährt, die Mutlosigkeit und Erschöpfung hat sie übermannt. Sie wollen keinen Schritt weitergehen. Bei Tag würden sie mit Freuden fünfzehn

Stunden aushalten, aber in der Nacht solche Wege zu machen seien sie nicht gewohnt. Und nun den „Schischân“ (alban. Starker, Dicker) zu halten, seien ihnen die Arme wie erstorben. Und in der Tat, es war eine Leistung, wie sie schon über drei Stunden durch Geröll sich bahnten oder durch das Wasser wateten und dabei mit dem einen ausgestreckten Arm eine Last von recht ansehnlichem Gewicht stützten.

Ein höllisches Hundegebell verriet, daß eine Hütte in der Nähe sein mußte. Ein altes Weib mit einer Last auf dem Rücken kreuzte den Weg. Kerîm muß sie anreden und um Obdach für den Erkrankten bitten. Die barsche Antwort war, daß es für Türken hier keine Unterkunft gebe, in Elbassân seien Chans genug. Zwei Burschen mit ein paar Ziegen, die zehn Minuten später mit gleicher Bitte angehalten wurden, gaben überhaupt keinen Bescheid, sondern zogen wortlos weiter. Die Saptiehs, sich als Türken fühlend, fingen jetzt an, mörderlich auf die Albaner zu fluchen, es seien „haiwanāt“, Tiere, keine gesitteten Menschen. „Kabá köpekler“ gemeine Hunde, die kein Mitleid im Leibe hätten. Mit Gewalt in einer Hütte uns Quartier zu machen, wie es die Saptiehs in Kleinasien auf meine Anordnung in bedrängter Lage sofort unternommen hatten, wagten sie freilich nicht. Mit unserem Saloniker jüdischen Helden David, dem das Herz längst in die Hosen gesunken, war schon geraume Zeit nichts mehr anzufangen. Nur Kerîm führte noch aus, was man ihm befahl. Seine Ruhe, die er auf der ganzen Reise schon gezeigt, ließ sich durch nichts aus dem Gleichgewicht bringen. Aus eigenem Entschluß aber redet er keine Silbe und tut er keinen Handschlag. Es gehörte wirklich die Anspannung aller geistigen Kräfte dazu, in ein Dutzend fluchender, heulender, apathi-

scher Menschen in pechschwarzer Nacht Ordnung zu bringen und mit dem Kommando „Vorwärts“ durchzudringen.

Ein rascher Hufschlag hallt entgegen und hält vor uns inne. „Kim dir“ (wer da?), „Gruß von Jakûb Agha. Er ist in Ängsten, wo die Herren bleiben.“ „Reitet eilends zurück und schickt einige Leute. Und ein fettes Huhn schnell in den Topf zur Stärkung für den Kranken. Wie weit noch bis Elbassân?“ „Eine halbe Stunde.“ Die Botschaft macht neuen Mut. Gebüsch und Gestein scheinen überwunden zu sein. Wir schreiten über fetten elastischen Boden und haben gebahnten Pfad unter den Füßen. Doch kein Lichtschimmer grüßt noch durch die Finsternis. Wie wir über eine schmale Holzbrücke poltern, bäumt sich das Pferd des vor mir an der Spitze reitenden Saptiehs, der vor ein paar neben ihm auftauchenden Gestalten die Büchse von der Schulter reißt. Es sind türkische Soldaten, welche der Mütessarif zur Suche nach uns vorsorglich ausgesandt hat. Ich atme auf. Denn mit steigender Besorgnis war ich neben meinem Freunde seit einer Stunde zu Fuß marschiert, der, mechanisch an den Sattelbug sich klammernd, kein Wort mehr von sich gab. Ohne daß wir es recht gewahr werden, sind wir im Weichbild von Elbassân. Ein Haufe finsterer breiter Maulbeerbäume steht zur Seite, dann wieder gespenstige Zypressen. Und niedrige Häuser schieben sich dazwischen. Mein Freund vermag jetzt instinktiv vorwärts zu marschieren, von zwei kräftigen Soldatenfäusten rechts und links hilfreich gefaßt. Endlich geht es die enge Treppe des Chans zum „odá“ hinauf; die Neugierigsten derer, die sich vor dem Chan angesammelt haben, erhalten von den Soldaten ein paar freundschaftliche Rippenstöße mit dem Kolben.

Ein alter weißhaariger Herr stürzt gestikulierend herbei, umarmt meinen auf einer Matratze ausgestreckten stöhnenden Freund, drückt vielmals seine Hände und führt ihm eine gewaltige Flasche Kognak zu Munde. Die Mitleidsbeteuerungen geschahen mit so merkwürdig gerührter Stimme und die Augen erglänzten so wässerig und tränenselig, daß ich Papa Jakûb etwas genauer in Augenschein nehme. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es war der Raki, der ihn so aus der Fassung gebracht hatte. Einen Arzt in türkischen Landen zu rufen, ist immer eine heikle Sache. Noch ein Tropfen Medizin aus unserer Reiseapotheke und die nötige Ruhe werden ihre Wirkung wohl tun. Bald auch werden die Herzschläge meines Freundes regelmäßiger und die langsamer gehenden Atemzüge des Ermatteten künden den Schlaf.

Gebrüder Jakûb Agha aus Elbassân.

David und Kerîm haben vor der Tür des Odá auf der Holzdiele der Veranda ihr Lager bereitet. Sie befinden sich behaglicher als wir in dem engen niedrigen brutheißen Raum. Der kommandierende „binbaschi" hat uns eine hohe Ehre erwiesen, indem er einen Soldaten vor dem Chan und einen

zweiten vor dem Altan vor unser Gemach postierte. Durch das offene Fenster schaut die würdevolle Wache in unseren Prachtraum und sie verzieht keine Miene, wie ich mich zur Nachtruhe aus meinen Gewändern bis zum untersten schäle.

Ruhetage in Elbassân.

Noch hatten wir von den Strapazen des verflossenen Tages den Schlaf in den Augen, da pocht es schon an der Tür unseres verließartigen Odá. Es ist David, der den Besuch des Polizeichefs meldet. Wenn David in getreuer Übersetzung ihn mit den Worten begrüßt haben würde, die wir in diesem Augenblick auf gut Deutsch für den Herrn Polizeichef fanden, so hätte er sicher ein weniger liebenswürdiges Gesicht gemacht, als das, welches er bei seinem Eintritt aufsetzte. Ich zog also die Falten meines Nachtgewandes gerade, setzte mich auf meinem Lager aufrecht, wickelte meine Blößen in eine Decke, mein Freund streckte sich lang auf die Matratze und zog die Decken bis an die Ohren. Wir waren zum gnädigen Empfange bereit. In Begleitung eines Binbaschi (Hauptmann) erschien der Polizeioberst von Elbassân. Der Mütessarif sei sehr erfreut von unserer Ankunft, meldete er — was ich allerdings innerlich zu bezweifeln mir erlaubte — er stelle nach der Gesundheit meines gestern erkrankten Freundes seine aufrichtige und tiefgefühlte Nachfrage und sehe einem Besuche entgegen, um allen an ihn gestellten Wünschen willfährig zu sein. Schon während des zeremoniösen Austausches von Höflichkeiten in Gestalt langatmiger Rede und Gegenrede, wie es die orientalische Sitte verlangt, verschlangen ihre Augen unsere am Boden aufgestapelten Reiseutensilien, insbesondere meine Instrumente, die an der Wand hingen. Ich las die Wünsche in ihrem Gesicht und ließ jede einzelne Merkwürdigkeit ihnen bereitwillig reichen, wohlweislich freilich des öfteren eine den Verhältnissen angepaßte Erklärung daran knüpfend, so z. B., den für ein türkisches Polizeihirn gefährlichen Aneroidbaro-

meter als Vorrichtung zur Feststellung der Lufttemperatur deutend. Und mit unverhehltem Eifer neugieriger Kinder betasteten sie jedweden Gegenstand und drehten ihn nach allen Seiten. Ihr höchstes Erstaunen riefen die Naphthalin-Kampfer-Tabletten hervor, als sie erfuhren, daß vor einigen dieser winzigen weißen Dinger, wenn sie geschickt unter Kopfkissen und Decken verstreut wären, jegliches Insektenvolk Reißaus nehme. Als wir ihnen eine Partie zum Geschenk reichten, da leuchteten die Gesichter über diese köstliche praktische Gabe.

Noch klirrten die Säbel der abmarschierenden Efendis auf der Stiege, da war schon Besuch Nummer zwei zur Stelle. Jakûb Agha Sohn entschuldigte sich vielmals, daß er gestern Abend, da auf Reisen, nicht zur Pflege des Erkrankten habe herbeieilen können, und daß er im eigenen Hause Gastfreundschaft zu bieten nicht vermöchte. Er sei kein Mohammedaner strenger Art, aber man würde es ihm in der Stadt doch stark verübeln, wenn er zwei Christen bei sich einquartiere. Auch bat er für das aufgeregte sonderbare Benehmen seines Herrn Papa von gestern Abend um Verzeihung. Jakûb Agha Vater sei wegen unseres langen Ausbleibens und unseres gefahrvollen Marsches durch die finstere Nacht sehr in Sorge geraten und habe in Gesellschaft einiger Polizeibeamten in bangvoller Erwartung beim Glase Raki sein Gleichgewicht verloren. Wohin in der Stadt wir zu wandern Lust empfinden sollten, folge er als Führer und Hüter auf dem Fuße. Dies Anerbieten kam uns nicht unwillkommen, da David inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, die Familie Jakûb sei das Haupt einer mächtigen Albanerpartei der Stadt, die ein Gefolge von dreihundert Bewaffneten in wenigen Stunden aufzubieten vermöge.

Endlich waren wir imstande, aus unserem dumpfen Odá auf die breite nach der Straße zu sich öffnende Veranda herauszuschlüpfen. Von dem mächtigen Maulbeerbaum, der zur Rechten stand, zwitscherten uns kecke Vogelstimmen entgegen. Die Händler, die zwischen den Auslagen auf den Holzkisten hockten, gähnten bereits und dehnten und reckten sich.

Straße in Elbassân.

Schon vor Tagesgrauen öffnen sie ihre Läden und schließen kurz nach Sonnenaufgang die meisten Geschäfte ab. Vor einer Schar Neugieriger, die sich unten vor dem Hause bald sammelte, machten wir auf dem Altan große Toilette. Seifenschaum, Kamm und Bürste stießen auf ungeteilte Verwunderung.

Geleitet vom Binbaschi, dessen Visite wir in der Frühe

hatten erdulden müssen, pilgerten wir zum Konak (Regierungsgebäude). Die Wanderung ging durch die Hauptbasargassen der inneren Stadt; Laden reihte sich an Laden, geschützt von weißen und braunen, weitaufgespannten Planen, welche die hitzenden Strahlen der Sonne und, in der Mitte der Straße von den gegenüberliegenden Läden zusammenstoßend, das grelle Licht dämpfen, so daß eine leichte, zum Träumen geschaffene Dämmernis sich breitet. Gelassen, in selbstbewußter Behaglichkeit hocken die Verkäufer zwischen all dem bunten Tand des Kleinhandels, ohne mit Wort oder Miene vorüberspazierend die mutmaßlichen Käufer zu locken. Durch den in der Mitte der Straße laufenden Rinnstein schreiten Maultiere bedächtig mit ihren Lasten. Das ganze mittlere Albanien wird von Elbassân aus in seinen Bedürfnissen an Kolonialprodukten, Stoffen, Eisenwaren versorgt. Tausende strömen am Samstag, dem Basartag, aus den entferntesten Bergdörfern zusammen und drängen sich hier wie auf den breiten Marktplätzen im südlichen Stadtteil.

Durch einen hohen Bogen, einem Rest der ehemaligen Befestigung der alten Zitadelle, geht der Weg weiter zum Konak. In verbindlichster Form empfängt uns der Mütessarif. Ein Kissen von gegerbtem Fell mit hellen eingeätzten Farben, das seinen Sessel ziert, erkenne ich als Negerarbeit aus dem nördlichen Sudan. Indem ich das Gespräch auf Tripolitanien, die letzte türkische Provinz Nordafrikas, lenke, erzählt er, daß er vier Jahre als Mütessarif in Fessân verbracht habe. Da ich verrate, daß auch mir Tripolitanien bekannte Erde sei und eine kleine Unterhaltung mit ihm im tripolitanischen Arabisch führe, verdoppelt er seine Freundlichkeiten.

Weiter schlendern wir durch die Stadt. Überall sondern

die Gehöfte hohe Mauern von der Außenwelt ab, die von breitästigen Oliven und Kastanien überragt sind. Von keiner Seite vermag man einen größeren Teil der Stadt mit den Blicken zu fassen. In lauter einzelnen Idyllen löst sich dieselbe auf. Nur die mit rot glänzenden Ziegeln gedeckten

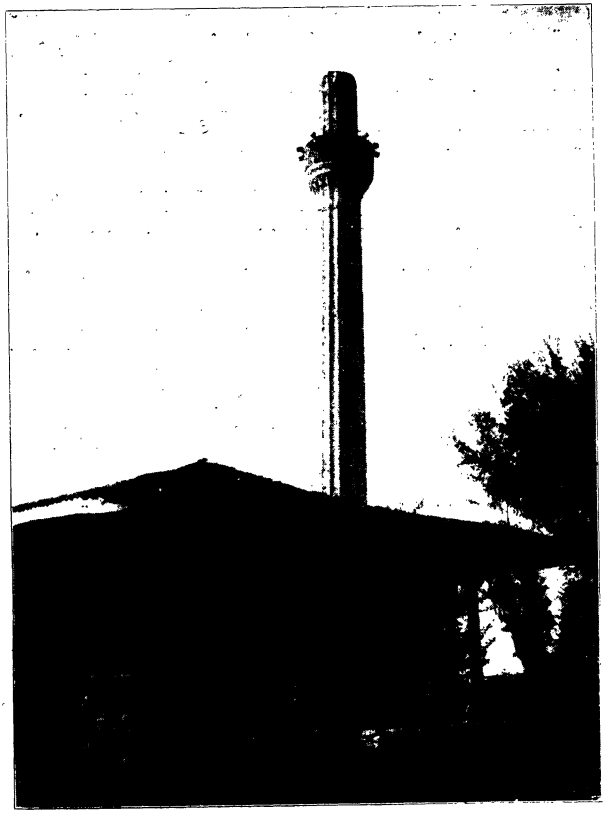
Blick über Elbassân nach Süden.

Giebeldächer ragen sichtbar aus dem dichten Grün der Gärten hervor. Im Christenviertel werden die von Mauerwällen umschlossenen Straßenzüge noch enger, aber sie zeichnen sich nicht minder durch Reinlichkeit aus. Nicht in Haufen lagert der Unrat, in dem erbarmenswert schmutzige Köter nach Speise wühlen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein breites messingbeschlagenes Tor und hinter zierlichen Beeten erscheint das

Wohnhaus, dem offene, breite, luftige Veranden vorgebaut sind. Ein hübscher, mit bandumwundenen Zöpfen behangener Mädchenkopf schaut manchmal neugierig hinter uns drein. Doch wenn wir uns wenden und Gestalt und Gesicht ein wenig zu mustern bestrebt sind, da ist die junge Schöne auch schon hinter dem Tore verschwunden und nur das Farbenspiel der dahin flatternden weiten Röcke haben wir mit einem Blick erhaschen können. Die griechisch-katholische Kirche, an der wir vorbeipilgern, fesselt weder durch Eigenart noch durch Pracht. Sie ist, wie die Inschrift besagt, jüngsten Datums und erst 1832 errichtet. Die Säulengänge zu beiden Seiten der nüchternen Hauptwand und die rohen Vorderkörper einiger Löwen, Skulpturen aus älterer, wahrscheinlich venezianischer Zeit, die über den in der Westseite des Baues vorspringenden Nischen eingemauert sind, neben sich als einzige charakteristische Einzelheiten.

Der seinem Gotteshause benachbart wohnende Metropolitan ladet uns zum Besuche. Ein Mann in blühenden Jahren mit geistvollem Gesicht von griechischem Typus, das von einer dichten schwarzen Haarflut umrahmt wird, liegt er hilflos auf seinem Diwan. Seit zwei Monaten leidet er an einer Fußgeschwulst, die die Künste sämtlicher Medizinmänner von Elbassân nicht zu vertreiben vermögen. Kaum haben wir sein Haus verlassen, so tritt ein Bote des römisch-katholischen Seelsorgers an uns heran und bittet in seinem Auftrage, auch ihm die Ehre einer Aufwartung anzutun. Am Fenster seines Studierzimmers stehend, messe ich mit Entzücken das gegen Süden sich bietende Panorama der Stadt und ihrer malerischen Umrahmung. Hell glüht das Grün der Gärten in der Mittagssonne. Lachtauben gurren in den buschigen Ästen

der dem Haus sich anlehnenden Zypresse. Ein Kranz von Bergen steht im Hintergrund, die sich im Norden an 1000, im



Moschee 'Alî Djami in Elbassân.

Süden an 1500 Meter über den Talkessel von Elbassân (130 m) erheben. Sanft wellen sich und schwellen ihre Linien. Nur in der Weite, vom flimmernden Himmel sich abhebend, zeigt sich

das trotzige Massiv der hohen, in der Richtung nach Jánina, etwa 50 km südlich sich aufreckenden Pyramide des Tomor (2413 m).

Wir sehnen uns nach dem schattigen Altan unseres Chans. Die Luft ist schwer und unbewegt. 12 Uhr 20 Minuten (am 21. September) messe ich mit meinem Schleuderthermometer 33° Celsius.

An architektonischen Merkwürdigkeiten, an Moscheen von Stil und Anmut, an Überbleibseln aus römischer oder byzantinischer Ära bietet Elbassân keine Ausbeute. Herzlich arm gibt sich eine der größten Moscheen, die wir beim Nachmittagsspaziergang berührten, die 'Alî Pascha Djami mit den weiß übertünchten Holzsäulen ihrer Portalhalle und dem Minareh ohne abschließendes Turmdach über dem gezackten Rundgang. Schwerlich haben wir in Elbassân das alte Albanapolis zu suchen, das schon Ptolemäus als Hauptstadt des Albanerstammes überliefert. Auch das Scampa der Peutingerschen Tafel, die so benannte Station der Via Egnatia, stand, da die Distanzen bedeutend voneinander abweichen, wohl nicht an gleicher Stelle. Möglich aber, daß hier eine mittelalterliche Stadt, der Sitz des Bistums von Albanien, Vorläuferin von Elbassân war. Die Türken erklären es für eine Neugründung ihres Sultans Fâtik (Mohammed II. 1451/81), wie mir der Mütessarif Nedjib Bey erzählte. In der Tat läßt sich der Name, aus den türkischen Worten „el" (Volk) und „bassân" (Partizip von bassmak = drücken, bedrücken) zusammengesetzt, vielleicht als „Zwingburg" der Eroberer verstehen.

Unser Chandjy fühlte sich verpflichtet, in freundschaftlicher Herablassung uns aller Welt als seine Schutzbefohlenen zu zeigen und bei einer Wanderung zum Südteil der Stadt sich als Begleiter und Führer uns beizugesellen. Für seine Mühe

suchte er sich allerdings am nächsten Tage redlich bezahlt zu machen. Für unser zweimaliges Nächtigen unter seinem Dache forderte er schlankweg 2 türkische Pfund; da ein Landesangehöriger 2—5 Piaster je nach Stand und Vermögen für das Odá zu entrichten pflegt, jedenfalls ein recht ungeheuerliches Verlangen. Ein breites Marktfeld lag vom letzten Strahlenregen der Sonne überleuchtet. In Hast rüsteten die Händler zum Aufbruch. Auf dem Rücken der Lasttiere wurden die zu beiden Seiten herniederhängenden, mit Oliven, Birnen und Weintrauben gefüllten Körbe sorgsam ins Gleichgewicht gebracht. Kinder fahndeten mit lachenden Augen nach verstreuten Herrlichkeiten.

Einen dichten Zypressenhain durchmessen wir. In seiner tiefen Dämmernis stehend, blicken wir auf zu der Riesenbreite des Geästes, prüfen wir staunend die Stärke der uralten Stämme. Hart aneinander stehen die Zypressen, wie geordnet in Reih und Glied, nicht in weiten Abständen und einsamer Majestät, und wie ein Laubdom spannt sich über dem Pfade das von Baum zu Baum zusammenstoßende Gezweige. An keinem zweiten Punkte erinnere ich mich, je eine solche Zypressenschar, derartig üppig wuchernd und dicht zueinander gelehnt, gesehen zu haben.

Eben lagen noch goldene Kronen auf den Spitzen der Baumriesen, und schon greift die Dämmerung mächtig um sich. Über nackte Felder durch einen Wald schmuckloser Grabsteine pilgern wir eilends. Aus rohen Grabrotunden mit plumpem Dach und hölzernen Säulen zucken gespenstig gelbe Flämmchen in niederhängenden ampelartigen Gefäßen auf. Dröhnend hallen bei der Rückkehr zum Chan unsere Schritte in den Vorstadtgassen wieder, die düster und menschenleer, schon in nächtliches Schweigen gebannt sind.

Auf einem albanischen Gutshofe im Schkumbital.

Ein ehrerbietiges „ssefâ geldinis“ (seien Sie willkommen) und ein „bujurûn“ (belieben Sie einzutreten) über das andere, vom Gutsverwalter mit über der Brust verschränkten Armen

Pflanzungen zu Seiten der Straße durchs untere Schkumbital (15 km unterhalb Elbassân).

und unter tiefer Verbeugung gesprochen, bewillkommt uns am Tore des Maierhofes von Derwisch Pascha aus Elbassân. Eifrige Dienerhände helfen uns vom Pferde, bemächtigen sich unserer über den Sattel gebreiteten Teppiche und der auf dem Rücken des Packtieres aufgestapelten Habseligkeiten. Man geleitet uns quer über den Hof zum Gutsgebäude und hinauf zum ersten Stockwerk ins Herrengemach. Zu Seiten des

Kamins auf den Dielen über breiten Teppichen wird unser Lager bereitet. Klein, schießschartenartig sind die Fenster und sitzen tief in der dicken, roh gefügten Steinmauer, aber doch hat der düstere Raum mit den schön geschliffenen Waffen und den Geweihen an den Wänden etwas behagliches Heimliches. Was das „tschiftlik" birgt, darüber mögen wir verfügen wie sein Herr Derwisch Pascha selbst, versichert uns zum so und so vielten Male in geläufiger Rede der Verwalter.

Die Bekanntschaft von Derwisch Pascha war eine Sache des Zufalls. Wir spazierten durch die Straßen von Elbassân und maßen mit neugierigen Augen ein blitzend sauberes, in einem Garten zurückgebautes schloßartiges Landhaus. Grüne Läden durchbrachen anmutig die Flucht der weißgetünchten Mauern, hohe Lorbeerbüsche beschatteten die Freitreppe, die zum Erdgeschoß führte. Ein Diener erschien alsbald und überbrachte im Namen seines Herrn die Einladung, bei ihm einzutreten. Ein Albaner von kräftiger, fast gedrungener Gestalt, dessen beginnende Wohlbeleibtheit auf die Bequemlichkeit und das Wohlleben des Begüterten deuten, doch eine vornehme, nicht unsympathische Erscheinung, Derwisch Pascha in Person, begrüßt uns. Zigaretten und eingemachte Früchte werden uns eilends im geräumigen, fast europäisch ausgestatteten „sselamlik" (Empfangsraum) kredenzt. Nachdem Derwisch Pascha seine rege Neugier, die zu verhehlen er durchaus nicht versuchte, über unsere Reise und unsere Ziele gestillt hatte, versäumte er nicht, den Namen seines Geschlechtes bei uns in gebührende Achtung zu setzen. Vom großen Volkshelden Iskanderbeg, jenem Fürsten, der mit Mut, Kühnheit und Glück fast ein Menschenalter zu Mitte des 15. Jahrhunderts (1443—1467) Albanien gegen die türkische Über-

macht zu verteidigen vermochte, schreibe er seine Abstammung her. Eine Photographie, die er herbeiholen ließ — ein aus Durazzo eigens bestellter Photograph hatte das Bildnis vor einigen Jahren fertigen müssen — zeigte ihn inmitten seiner Gefolgschaft mit einem an langer Kette über der Brust hängenden, von Edelsteinen besetzten Kreuze, dem Zeichen des Blutes von Iskanderbeg. Derwisch Pascha ist Mohammedaner wie heute fast sämtliche Bewohner des mittleren Albaniens; das Kreuz Iskanderbegs, wohl ursprünglich zugleich das Wahrzeichen des in blutigem Kampf gegen den Islam ringenden albanischen Christentums, mahnt ihn scheinbar wenig an dessen ursprüngliche Bedeutung. Noch zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts spielte sich in den Tälern des Schkumbi nicht nur bei den Vornehmen, die ihre Herrschaft über Grundeigentum und Leute unter der Macht der neuen Herren zu wahren bestrebt waren, sondern auch unter Handwerkern und Bauern der rege Übertritt zum Islam ab, und gegenwärtig ist jede Erinnerung an die einstige Herrschaft des Kreuzes in Mittelalbanien erloschen.

Daß Derwisch Pascha uns nicht ohne einen Hintergedanken eine so liebenswürdige Aufnahme bereitete, sollte, als der Stoff für seine Wißbegierde über uns und die Mitteilsamkeit über seine hohe Person auszugehen begann, alsbald sich offenbaren. Er habe gehört, einer von uns verstehe sich auf ärztliche Kunst; eine seiner Frauen sei krank; ob wir zu diesem Zwecke seinem Haremlik einen Besuch widmen möchten. Eine solche schöne Gelegenheit, einen Schritt in das Innere des sonst so peinlich verschlossenen mohammedanischen Hauses zu tun, wird sich der Reisende nicht entgehen lassen, auch wenn er nach europäischen Begriffen kein großer Medizinmann

ist. Unseres guten David Augen leuchteten, als die Wanderung zum Haremlik bevorstand. Aber seine Hoffnung wurde schnöde zuschanden. Derwisch Pascha achtete ihn solchen Vorzugs durchaus nicht würdig, sondern ließ zu Dolmetscherdiensten den einzigen Arzt von Elbassân holen, der in Athen seine Kunst erlernt hatte.

Ein besonderes idyllisches Häuschen hinter dem Villenbau gelegen, durch eine von Efeu übersponnene Mauer umschlossen, barg die Frauengemächer. Die Patientin erschien. Es war eine graziöse Gestalt in der Blüte der Frauenjahre, eine Kaukasierin mit hochgewölbter edler Stirn und von eigentümlichem Schmelz in Teint und Auge. Sie entnahm der Dienerin an der Schwelle des Zimmers die Schalen mit den Süßigkeiten, die wir abermals über uns ergehen lassen mußten, und kredenzte sie, den Blick fest auf den Boden geheftet, eigenhändig den Gästen. Doktor Deliyannis stellte uns die schöne Kaukasierin als die zweitälteste der Frauen von Derwisch Pascha vor. Da dieser sich streng an die gesetzliche Vierzahl halte, so ständen ihr noch zwei jüngere Rivalinnen zur Seite. Ein paar kranke Zähne waren der ganze Jammer. Mit dem Gefühl des äußersten Unbehagens nahm sie zur Untersuchung auf dem europäischen Sessel Platz, der wohl eher zur Parade, denn zum Gebrauch das orientalische Mobiliar des Zimmers ergänzte; erst als Derwisch Pascha der Gattin höflich ein Kissen des Divans auf den Teppich zum Sitze bereitete und sie auf diesem mit zusammengeschlagenen Beinen sich behaglich fühlte, entfaltete sie in ihren Bewegungen ihre natürliche Anmut und löste sich die Zunge in Schilderung der ausgestandenen Leiden zu unnachahmlicher Gesprächigkeit. —

Noch geht der Tag nicht zur Neige. So durchmessen wir

den Gutshof nach allen Richtungen. Das Aussehen unserer deutschen Landgüter dürfen wir freilich nicht zum Vergleich mit dem Tschiftlik unseres lieben Derwisch Pascha heranziehen. Das Dach des Tores, das von schräg in die Erde gerammten Holzbalken gehalten wird, neigt sein Haupt bedenk-

Albanerinnen am Eingang zu einem Gutshofe im Schkumbital.

lich zur Seite. In der Umfriedung klaffen Lücken von Mannesbreite. Durch Löcher der Mauern und der Bedachung zieht Luft und Licht in Hülle und Fülle in die Stallungen. Scharen von Federvieh, auch eine Herde stattlicher Truthennen, tummeln sich im Hofe.

Arsslân, unser Kiriadjy, ist so vergnügt wie noch an keinem

Tage der Reise. Seine Pferde tun sich am duftenden Heu gütlich, das der Verwalter in hohen Haufen ihnen gespendet hat. Diese reichliche Kost läßt Arsslân seinen Tieren wohl selten angedeihen. Regelmäßig treibt er, wenn unser Marsch beendet, am Abend dieselben auf ein dem Chan benachbartes Feld hinaus, und ihre Nachtkost wird, was an Stauden und Kräutern verzehrbar ist.

Kerîm war, wie gewöhnlich, schon nicht mehr sichtbar. Der Respekt vor unserem edlen Kawassen hatte sich von Tag zu Tag bedenklich verringert. Der „Räuberhauptmannnimbus" war bald zerstoben. In unserem Interesse seinen Denkapparat in Bewegung zu setzen, bemühte er sich selten. Was ihm nicht anbefohlen wurde, gehörte nicht zu seinen Obliegenheiten. Er fühlte sich mehr als Aushängeschild unseres Ansehens denn als dienende Person. Kaum sind wir in der Nachtherberge eingerückt, so hat er schon ein behagliches Plätzchen ausfindig gemacht, lagert sich auf seinem Teppich mit orientalischer Würde und beschäftigt sich mit dem Drehen seiner Zigarette, dem eifrigen David das Bereiten der Lagerstätte, die Sorgen der Küche und jeden Handschlag zu unserer Bequemlichkeit überlassend. Mit dem Eifer eines Automaten spielt er jedoch auf dem Marsche die Rolle des „Kawassen" und stolziert ständig drei Schritte hinter mir oder meinem Reisegefährten; saß man zu Pferde, so bemühte er sich, die Nase seines Gaules mit Akkuratesse dem Schwanz unseres Rosses nahezubringen, stieg man ab, um eine Weile zu Fuß zu spazieren, so kletterte auch er eiligst aus dem Sattel. Ja, wenn man sich abseits vom Wege im dichteren Buschwerk in Lagen befand, wo das Alleinsein zum Bedürfnis gehört, so war man alsbald sicher, Kerîm mit pflichtgetreuer hochernster Miene wenige

Schritte entfernt als peinlichen Wächter auftauchen zu sehen.

Drei Dörfer waren dem Tschiflik untertan. In zwei derselben hatte Derwisch Pascha vor einem Jahrzehnt einige Banden wandernder Zigeuner angesiedelt. Eine Reihe junger Mädchen, hohe Krüge auf den Schultern, wandern, da wir den Gutshof durchstreifen, langsamen Schrittes herein und umlagern die steinerne Umfriedung des Schöpfbrunnens. Verschleiert ist nicht eine von ihnen, auch die Albanerinnen nicht, kenntlich an der eigentümlich engen Schürzung des Rockes, die sie im Verein mit der Umschnürung des Fußes vom Knöchel zum Knie von weitem von einem dahinschreitenden Manne kaum unterscheiden läßt. Die außergewöhnliche Einquartierung setzt sie nicht in Verlegenheit. Die Musterung ihrer meist schlanken Gestalten und der gebräunten, nicht unharmonischen regelmäßigen Gesichtszüge ertragen sie ohne Schüchternheit. Ja, selbst die etwas derben Komplimente der Saptiehs scheinen sie nicht sonderlich befangen zu stimmen. Eine schwarzäugige junge Zigeunerin mit prächtig runden Armen und einer Haut von glänzendem Bronzeton ließ mit besonderem Vergnügen die Neugier über sich ergehen und prüfte auch ihrerseits mit freundlich funkelnden Augen den kecksten der Saptiehs, einen jungen Albaner aus Jánina, dessen vorlautes Wesen unseren würdigen bejahrten Tschausch schon während weniger Marschstunden zum Ärgernis geworden war. Das Hochwinden des Eimers aus der Tiefe und das Füllen der Krüge wollte kein Ende nehmen, so daß der Gutsverwalter, als Hüter guter Sitte sich fühlend, in barschem Herrenton ihnen dringende Eile anempfahl.

An einem gedeckten Altan, der zum Eingang des Hofes,

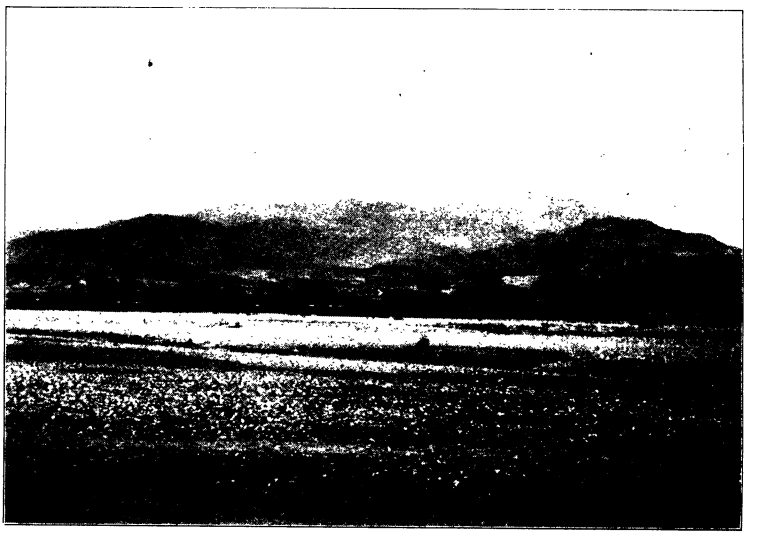
von vier dicken Balken getragen, kühn in der Luft hängt und wie ein wunderliches Wachttürmchen anmutet, wird uns ein kleiner Vorimbiß serviert. Wacker greifen die Ssuwarys zu den säuberlich geschnittenen Melonenscheiben und der Rakiflasche, die emsig die Runde macht. Ein weites Stück Land umfaßt das Auge von unserem Altan. Die erste Dämmerung verschleierte das ebene Talland des Schkumbi. Rötlich überhaucht lagen niedere Höhenzüge vor uns im Süden und hinter ihnen zeichneten sich gegen den erblassenden Himmel hohe Berghäupter in finsteren Linien ab.

Bald stimmte der Raki die Kehlen zum Gesang. Mit dem Quantum des Genossenen ging die Elegie der ersten Liebeslieder allmählich zu kriegerischer Begeisterung über. Uns zu Ehren, wie Kerîm vermeldete, ertönte ein altes albanisches Kampflied nach dem anderen. Und so hoben sie denn ihre Stimmen, unsere Saptiehs, vom Raki und dem feurigen Inhalt der Verse entzündet, daß die Adern ihnen an den Stirnen schwollen.

Zu wonnigem Traum wiegten die lauen Wellen der Abendluft, die meine Stirne streiften. Linie und Farbe war ringsum im Dunkel zerflossen. Gespenstiger Nebel schob sich vom Flusse her über die Felder. Und über das todstille nächtliche Land schrillten die albanischen Kampfeschöre der mutentflammten Saptiehs in hellen Diskanten.

Zur Küste der Adria.

Er war an Reizen und Abwechslungen wenig reich, unser letzter Tagesmarsch zur Küste der Adria. Den Schkumbi zur Linken, mit Olivenhainen umsäumte Hügelreihen zur Rechten, wand sich unser Pfad über leichte Schwellungen des Bodens.



Das Schkumbital (20 km westlich von Elbassân). Blick nach Norden.

Träg, wasserarm schlich jetzt der Schkumbi dahin, sich in zahlreiche kleine Rinnsale zwischen breiten Kiesinseln zerteilend. Wenn der schmelzende Schnee und die Frühjahrsregen ihn speisen, füllt er auf mehrere Kilometer hin die Talsohle, wie die Spuren des die Ufererde unterwühlenden Wassers verraten. Maisfelder ziehen sich zur Seite des Flusses. In schmalen Seitentälern versteckt liegen die Dorfschaften,

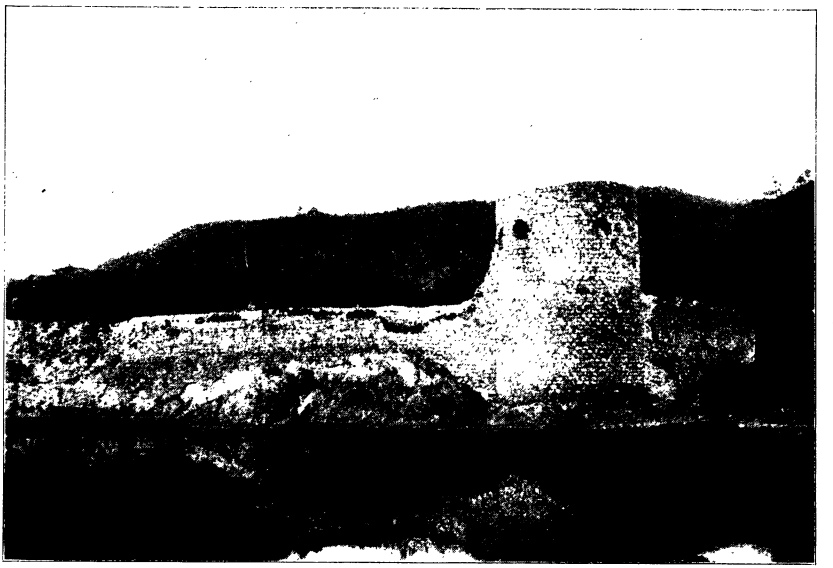
deren niedere Hütten sich der Neigung der jäh abfallenden Höhen anschmiegen. Zumeist meiden die kleineren Orte die Straße. Selten geschieht es, daß eine größere Verkehrsroute mitten durch dieselben sich bewegt. Fernab vom Zug vielbegangener Wege glaubt man vor leicht und plötzlich aufkeimender Lust nach Beutemachen sich jedenfalls sicherer. Es ist gewiß kein armer Landstrich, den wir durchqueren. Ziegen- und Hammelherden weiden auf den Hängen. Junge Hirtinnen treiben öfters eine dichte Schar von Truthennen quer über den Weg. Reihen von Maultieren, die mit Warenkisten hoch beladen nach Elbassân ziehen, begegnen uns. Die ehemalige Via Egnatia, von Cicero begangen, als er ins Exil nach Thessalonike pilgerte, von Pompejus mit seinen Legionen beschritten, ehe er sich in der Entscheidungsschlacht zu Pharsalus in Thessalien mit seinem großen Rivalen Cäsar maß, jene römische Chaussee, welche im Tale des Scampsis über die Candavischen Pässe nach Heraclea, dem heutigen Monastir, führte, wird gleichen Lauf gehabt haben wie die heutige Straße. Die unterste Schotterung liegt hier an verschiedenen Stellen, namentlich unweit dem jetzigen Pekinj, deutlich zutage.

Die letzte Nachtrast geschah in einem Chan, der das echte Bild der Unterkunftsstätten für die Karawanenzüge der Händler bot. Rings um den viereckigen Hof liefen die Unterstände für die Tiere. Eine halsbrecherische Stiege führte zu der großen, nach dem Hofe zu offenen Flucht der oberen Gelasse. Nur ein Holzdach und eine von breiten Fenstern durchbrochene Lehmwand schloß nach oben und gegen die Straße diese lange Galerie ab. Solche luftige Schlafstätte hatte den Vorteil, daß die Schar der ungemütlichen kleinen hüpfenden und kriechen-

Durazzo. Blick vom Zitadellenhügel nach Süden über die Meeresbucht.

den Ungetüme hier weniger reichlich nistete; doch lag am Morgen der Tau feucht auf unseren Decken.

Von einem Saptieh nur begleitet, ritt ich am nächsten Morgen im Trabe nach Durazzo voraus. Die Ungeduld, die Nachrichten aus der Heimat auf dem dortigen österreichischen



Reste eines venezianischen Wachturmes auf der Straße Durazzo-Elbassân unweit Pekinj.

Postamte in Empfang zu nehmen, vertrug sich nicht mit dem saumseligen Schritt unserer kleinen Karawane. Kurz vor Kawája schon tauchte plötzlich eine silberne Linie hinter braunem Land auf: es war der Spiegel des ersehnten Meeres.

Wohlbebaut, beinahe von üppiger Kraft erschienen die Schollen des Landes, die wir jetzt durchflogen. Lebhaft und

schmuck zeigte sich Kawája. Rotunden, von schlanken Pilastern getragen, gaben seitwärts des Weges von ehemaliger venetianischer Herrschaft Kunde. An dichten Scharen geputzter Spaziergänger jagten wir vorüber. Von weißen Tüchern vom Scheitel bis zu den Hüften gegen die um die zehnte Stunde schon mächtig glutende Sonne geschützt, saßen die Frauen lebhaft miteinander schwatzend auf ihren kleinen Pferdchen, die von danebenschreitender Dienerschaft zum sonntäglichen Ausflug in das „tschiftlik" (Landgut) geführt wurden. Die armen griechischen Popen wischten sich seufzend bei ihrem Marsch durch den hohen Sand der Straße inmitten der Schar ihrer Gläubigen den Schweiß von der Stirne. Gaben doch ihre langen schwarzen Soutanen den Sonnenstrahlen das herrlichste Wirkungsfeld.

Hart am Meere lief nun der Weg. Ein belebender seefeuchter Hauch kam von den Wogen daher. Hinein in den feuchten Sand durch den Gischt der aufspritzenden Wellen lenkte ich mein Pferd, daß die Hufe tiefe Zeichen in den Sand drückten, die schon von der Macht der folgenden Woge wieder verwischt waren. Jetzt stand Durazzo blendend vor mir. Auf einem ins Meer hinausragenden Felsenriff glänzte es prächtig hell mit seinen in dichten Haufen zur Höhe aufkletternden weißen Häusern, mit den Türmen und Mauern seiner die Abhänge säumenden altertümlichen Festungswälle. Flimmernd lag der mittagliche Himmel darüber und einen Vordergrund satter blauer Farbe zeichnete die Fläche der Adria. Die Armseligkeit und Nüchternheit der Häuser und Gassen, die nur durch wenig stattlichere Bauten unterbrochen wird, dämpft unser Behagen nicht, in Durazzo das Ziel unserer Wanderung erreicht zu haben.

So war das Glück uns denn gnädig gewesen. Die Warnungen gläubiger Gemüter, Mazedonien und Albanien zu einer Zeit zu durchqueren, wo heller Aufruhr toben sollte, waren gottlob an unserem Ohr vorbeigegangen. In die Freude, die Wanderung von Meer zu Meer überwunden zu haben, mischte sich mir die Wehmut des Abschiedes von ungebundener waghalsiger Herrlichkeit im Bereich wenig bekannter Lande, des Abschiedes von Eindrücken, die Auge und Seele frisch erhalten, von Strapazen, die den Körper zu starker Leistung spannen.

JUL 2 ? 1915

Neuerscheinungen

aus

Martin Mörikes Verlag

München

Im Balkankrieg

Kriegserlebnisse von Colin Roß

124 Seiten mit 26 photograph. Aufnahmen
Broschiert Mk. 2.50. Gebunden Mk. 3.50

Das Buch, das nach eigenen Aufnahmen des Verfassers illustriert ist, gibt ein eindringliches Bild von den Schrecknissen eines modernen Krieges.

„Es ist eine kurze Spanne Zeit, die uns von den kriegerischen Ereignissen auf dem Balkan trennt, und doch haben wir schon eine gewisse Distanz zu diesen gewonnen. Das macht sich auch bei erneuter Lektüre der Roßschen Kriegsbriefe fühlbar. Das rein stoffliche Interesse, die aktuelle Sensation ist nicht mehr so beherrschend wie damals, man ist jetzt weit mehr als bei der ersten Lektüre auch empfänglich für die hohen künstlerischen Qualitäten dieser Skizzen, die unter dem Eindruck gewaltiger Ereignisse mit Farben, die sonst dem Berichterstatter nicht zur Verfügung stehen, das Geschaute zu erstaunlich lebendigen prägnanten Bildern zusammenfassen. Den Eindruck erhöhen in dem Buche die vielen photographischen Aufnahmen, die ebenfalls eine beredte Sprache führen." Münch. Neuest. Nachr.

„Keine phantastisch aufgebauschten Schilderungen von Heldenmut und Schlachtentod, von Tapferkeit und Siegesglanz sind es, nein, nur nackte schreckliche Wahrheiten." Dresdener Anzeiger.

Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg

von Dr. Ernst Jäckh

Zweite Auflage (4. Tausend) / 160 Seiten, broschiert Mk. 2.—

Ein wichtiger Beitrag zur Politik des verstorbenen Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter, zur deutschen Orient-Politik und zur Weltlage, eine exakte Schilderung unserer Interessen in der Türkei und auf dem Balkan. „Dr. Jäckh hat sich in diesem Buch das Verdienst erworben, an der Hand der Mitteilungen glaubwürdiger Zeugen die Tatsachen ans Licht zu ziehen, die sich zur Schande der Menschheit in diesem entsetzlichsten aller Kriege vollzogen." Professor Schiemann in der Kreuzzeitung.

„Die besondere Stärke dieses Buches liegt darin, daß Dr. Jäckh über die gegenwärtigen Begebenheiten hinweg Ziele aufstellt, denen zuzustreben die Aufgabe des jüngeren Deutschland sein soll." Dr. Schäfer im Pf. Merkur.

Erlebnis und Bekenntnis

Jeder Band im Umfang von durchschnittlich 500 Seiten dauerhaft und geschmackvoll gebunden M. 3.—, in schöner Geschenkausgabe in bestem Leinen mit Goldaufdruck M. 4.50

1. Band

Thomas und Felix Platters Lebensbeschreibungen

480 Seiten. Herausgegeben von Otto Fischer

„Welch ein einziges Buch! Aus seinen Blättern strömt und stürzt das große Leben des 16. Jahrhunderts. Welch eine Fülle der Welt im atemlosen Sturm der Gesichte!"
R. Walter im Hamburger Fremdenblatt.

„Wer jene Zeiten des Humanismus, der reformatorischen und der Hugenottenkämpfe verstehen will, kann an diesen Lebenserinnerungen nicht vorbeigehen. Unsere Zeit wieder zu ihnen zu führen, ist eine erfreuliche Tat, die auch der Erfolg krönen wird." Armeeblatt.

2. Band

Goethe
Aus meinem Leben; Dichtung und Wahrheit

Ungekürzte Ausgabe, 768 Seiten, mit Bildnissen

„Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' hat der Münchener Verleger Martin Mörike in einer musterhaften populären Ausgabe ediert, beinahe achthundert Seiten mit Bildern gebunden für drei Mark. Man sieht, Volksausgaben können billig sein, ohne häßlich sein zu müssen. Und man freut sich und wünscht diesen Mörikedrucken viele Nachfolger." H. Hesse im März.

3. Band

Anton Reiser

Ein autobiographischer Roman von Karl Philipp Moritz. Herausgegeben von Heinrich Schnabel. 488 S., mit dem Bildnis von Moritz

„Wem unter den Modernen Jens Peter Jacobsens Niels Lyhne das psychologische, menschlich interessante und ergreifende Gebetbuch geworden ist — und wie viele gibt es derer! — der muß auch zu diesem Buche greifen, in dem ein Autor seiner Zeit, ja, selbst einem Goethe, weit vorausgeeilt ist. Die Kunst der Nuance, wie sie Moritz im Anton Reiser zu neuer Art von Virtuosität ausgebildet hat, ist sonst in den Werken des 18. Jahrhunderts in dieser Vollkommenheit nicht mehr zu finden. Die Nuancenkunst erstreckt sich nicht nur auf das seelische Gebiet; sie zeigt sich insbesondere in Finessen der Natur- und Milieuschilderung, die uns immer wieder mit Bewunderung und Bewunderung erfüllen. Man kann sagen: es herrscht ein unmittelbarer, geistiger und künstlerischer Zusammenhang zwischen diesem psychologischen Kleinmaler des 18. Jahrhunderts und einem Flaubert und Maupassant, den großen Veristen des 19. Jahrhunderts." Albert Geiger in der Karlsruher Zeitung.

4. Band

Magister Laukhard

Sein Leben und seine Schicksale, von ihm selbst beschrieben.
Herausgegeben von Heinrich Schnabel
475 Seiten, mit dem Bildnis Laukhards

„Ein wildbewegtes Leben ist es, das sich in dieser Autobiographie vor den Augen des Lesers abrollt. Ein Buch, das mit unerbittlichem Realismus den Zusammenbruch eines Menschenlebens beschreibt, das zu höheren Aufgaben berufen schien. Aber nicht um dieses persönlichen Moments willen wird das Buch stets reges Interesse und eifrige Leser finden, sondern namentlich wegen der kulturellen Streiflichter, die auf das Studentenleben des 18. Jahrhunderts an den deutschen Universitäten, auf das Soldatenleben in der preußischen Armee und auf den elenden Feldzug geworfen werden, den die verbündeten Mächte gegen die französische Republik damals geführt haben. Besonders interessant ist das Buch dadurch, daß Laukhard nur über Dinge schreibt, die er selbst mit erlebt und mit gesehen hat. Hierdurch erhält das Buch für das 18. Jahrhundert einen Wert, wie ihn etwa der Simplizius Simplizissimus für die Kulturgeschichte des 30jährigen Krieges besitzt. Wer die Geschichte gern aus der Quelle kennen lernen will, dem wird das Buch eine äußerst fesselnde Lektüre sein." Frankf. Nachr.

5. Band

Rousseaus Bekenntnisse

Gekürzt und herausgegeben von Otto Fischer. 492 Seiten, mit dem Bildnis Rousseaus

„Die ‚Confessions' sind ein literarisches Meisterwerk. Sie liegen vor in einer von Otto Fischer besorgten Ausgabe die ich aufs wärmste empfehlen kann. Einband und Druck sind freundlich, der Preis beträgt nur 3 M. Um den ursprünglichen Zeitton zu wahren, hat der Herausgeber seiner Übertragung die beiden ältesten deutschen Übersetzungen zugrunde gelegt, und zwar für den ersten Teil die in Berlin 1782 bei Johann Friedrich Unger erschienene, für den zweiten Teil die Cottasche (Tübingen 1790). Sie wurden mit gutem Erfolg einer gründlichen Bearbeitung unterzogen; dem Herausgeber ist es gelungen, unter Benutzung des vorhandenen Guten ein Besseres zu geben. Auch mit den Streichungen kann man sich einverstanden erklären. Es werden dadurch dem Leser ermüdende Längen und unerquickliche Auseinandersetzungen erspart. Mit dieser Arbeit ist vielen der Weg zu Rousseau geebnet worden." Karlsruher Zeitung.

„Die Kürzungen betreffen ausschließlich im Zusammenhang entbehrliche Episoden und ermüdende Breiten, bedeuten aber nicht eine moralische oder ästhetische Zensur. So behält die Ausgabe trotz der Übersetzung ins Deutsche doch Originalwert." Basler Nachrichten.

6. Band

Das Leben des Benvenuto Cellini

Von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von Heinrich Conrad. Ungekürzt, 679 Seiten, mit 4 Kunstbeilagen. Ausgabe in 2 Bänden in Halbpergament M. 12.— (außer den oben angegebenen Preisen)

„Benvenuto ist ein Mensch, der alles kann, alles wagt und sein Maß in sich selber trägt. Er wird als Mensch die Menschen beschäftigen bis ans Ende der Tage." Jakob Burckhardt.

Grimmelshausen, Abenteurer des 30jährigen Krieges

Simplicius Simplicissimus. Die Landstörtzerin Courage.
Der seltsame Springinsfeld

825 Seiten, mit Bildern der Zeit
Gebunden M. 4.50, Geschenkausgabe M. 6.—

„Eine Verlegerleistung allerersten Ranges." Hamburger Fremdenblatt.

„. . . Dem Verlag von Martin Mörike in München gebührt das Verdienst, uns den Simplicissimus in einem prächtigen Bande wieder zugänglich gemacht zu haben . . ." Berliner Lokalanzeiger.

„. . . In dieser Ausgabe muß der farbenprächtigste historische Roman unserer Literatur Allgemeingut der Nation werden . . ." Schulwart.

„. . . Eine köstliche und wirklich volkstümliche Neuausgabe dieses klassischen deutschen Romans aus dem Dreißigjährigen Krieg liegt hier vor . . ."
Deutsche Handels-Wacht.

Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder

Herausgegeben von

Fr. von Oppeln-Bronikowski

322 Seiten, mit Illustrationen von Robert Goeppinger
Broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—

„. . . Ein militärisches ‚Wunderhorn', ein ‚Spiegel von Deutschlands Art und Geschicken', so kann man dieses Buch bezeichnen . . ."
Preußische Jahrbücher.

„. . . Eine mit Geschick veranstaltete Sammlung, die Deutschlands Entwicklung von den Zeiten der Reformation an bis zu den Kriegsjahren des 19. Jahrhunderts im Spiegel zeitgenössischer Volks- und Kunstdichtung vor unsern Augen vorüberführt . . ." Danziger Zeitung.

„. . . Eine trefflich zusammengestellte Anthologie, die uns die markigsten Akkorde deutscher Lyrik von den Zeiten der Landsknechte bis zu Detlev von Liliencron bringt. . . ." Rud. Greinz im „Deutsch. Literaturspiegel".

Cervantes, Don Quixote

Beste deutsche Übertragung
Herausgegeben von Will Vesper

798 Seiten, mit 53 Bildern von G. Doré
Gebunden M. 4.50, Geschenkausgabe M. 6.–

„. . . Der schönste populäre Don Quixote." Hermann Hesse.

„. . . In dieser Ausgabe ist alles Veraltete, Ermüdende und Wertlose gestrichen und dadurch das Ewige um so klarer herausgeholt, ohne die Form des Meisterwerkes zu verletzen . . ." Kölner Tagblatt.

„. . . Den trotz seines Umfangs von 798 Seiten herrlichen Band in dieser Fassung und diesen Lettern zu lesen, ist eine Genuß, der durch Dorés kongeniale Skizzen erhöht wird, ein Genuß, den man sich für den erstaunlichen Preis von 4.50 Mark verschaffen kann."
Leipziger Neueste Nachrichten.

Fröhliche Abenteurer

Ulenspiegel · Schelmuffsky · Gulliver · Münchhausen

599 Seiten, mit Bildern von Rolf von Hoerschelmann
Gebunden M. 4.50, Halbleder M. 6.—

„. . . Jedes einzelne dieser Bücher ist mit seiner goldigen Laune und mit seiner tiefen Lebensweisheit Gold wert. Das Buch verspricht jedem Käufer die angenehmsten Stunden, die bei der Unterhaltung aber doch nicht nutzlos verbracht sind. Dabei beträgt der Preis für das hübsch gebundene Exemplar nur 6.— Mark, die einfachere Ausgabe ist schon für 4.50 Mark erhältlich." Hamburger Correspondent.

„Es enthält die Geschichten von vier der fröhlichsten Gesellen, die je von Dichtern geschaffen worden sind. Wer diese Originalfassungen liest wird freilich bald erkennen, wie wenig doch in Wahrheit davon bekannt ist und wie unrecht man tut, diese geistvollen, witzigen Werke nur als Jugendschriften anzusehen. Eine völlige Neuentdeckung wird für die meisten Schelmuffsky sein, der in der Tat eines der genialsten Werke der komischen Dichtung ist." Türmer.

Die bunte Garbe

Deutsche Volkslieder der Gegenwart

Herausgegeben von

J. Beifus

402 Seiten, mit Bildern von Ludwig Richter

Gebunden M. 3.60. Leder M. 6.—

„Unter diesem Titel hat Josef Beifus die dankenswerte Arbeit unternommen, ‚Deutsche Volkslieder der Gegenwart' zu einem Bande zusammenzustellen. Es ist ein inhaltschweres, schönes Buch geworden, das schlichte Bilder von Ludwig Richter prächtig schmücken. Die Seele und das Herz des Volkes werden in diesen Blättern lebendig. Darum sollten und werden sie auch ins Volk dringen."

Breslauer Morgenzeitung.

„. . . Die Ausbeute ist mit einem Worte herrlich . . ." Münch. N. N.

„Da haben wir die Schönsten aus den Schöpfungen deutschen Volksgeistes vereinigt, die das Volk noch nicht vergessen hat. Der Herausgeber hat das in die Sammlung aufgenommen was ihm dichterisch Bedeutung zu haben schien, aber das allzu Bekannte fortgelassen und so gibt die Sammlung ein recht umfassendes Bild der lebenden Volkspoesie mit all ihren Schönheiten." Zeitung f. Lit., Kunst u. Wissenschaft.

„. . . . „Die bunte Garbe" charakterisiert sich als ein hocherfreuliches Buch, als ein Schatzkästlein deutscher Volkslyrik, als eine von kundiger Hand unternommene Sammlung, welcher nicht nur literarhistorischer Wert, sondern auch der Reiz echter und gesunder Lektüre innewohnt. . . ."

Karlsruher Zeitung.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

OCT 30 1970

Form 9584

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02662 0974

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK